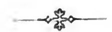
<36620202870016



<36620202870016

Chapelle Gaugain.



Roman in zwei Abtheilungen

von

Aline von Schlichtkrull.

Zweite Abtheilung:

C o r d e l i a.

Dritter Band.



Görlitz.
Heyn'sche Buchhandlung (E. Remer).
1857.

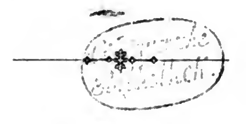
Cordelia.

Historischer Roman

von

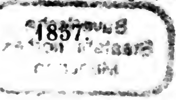
Aline von Schlichtkrull.

Dritter Band.



Görlitz.

Heyn'sche Buchhandlung (E. Remer).



1857.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Zwei Jahre waren seit der Zeit vergangen. —

Er saß in seinem Kabinet — er wandelte durch die langen Galerien seines Palastes, der Cardinal-Minister Mazarin, und blickte trüben Aug's auf die Veränderungen, welche derselbe erfahren. Feilgeboten unter dem Hammer, verstreut in alle Winde, waren die Sammlungen, welche er kunstsinnig, doch mit kluger Sparsamkeit in diesen Räumen zu vereinigen gewußt. Die Schätze seiner Bibliothek, die Gemälde, die marmornen Bildwerke, welche ihm das ferne Italien gleichsam als Tribut geliefert — Alles war dahin, verdorben, verstümmelt, verschachert, um das Geld zu einem, auf seinen Kopf gesetzten Preis herbeizuschaffen! Der Jammer über den Verlust so vieler Herrlichkeiten hatte sein Herz zu sehr bluten gemacht, als er, beim Wiedereintritt in die ihm zugeeigneten Räume, der Summen gedachte, die er an ihren Besitz

verschwendet. Denn Mazarin war karg, und war es aus Beruf. Zweifellos, um das erschöpfte Frankreich zu verwalten, hatte die Oekonomie des Gottes, der die Weltgeschichte macht, den Mazarin erfunden, den Menschen, der es möglich machte, ohne Geld zu regieren, weil er nicht zu pedantisch an der Ehre hing, wo's einen Sou Parisis zu ersparen galt. Da stand er endlich nun am alten Platz, aber auch heut noch gegen den Wunsch und Willen aller Welt, gebeugt, verbittert, verachtet, verhaßt! Denn das Volk versöhnt sich nie mit der aufgedrungenen Gewalt eines nicht zum Herrschen Geborenen! — Als er seinen feierlichen Einzug in Paris gehalten, im vollen Ornat der Cardinäle, auf einem weißen Zelter, geschmückt, geschminkt, frisirt wie zu einem Hochzeitstag — seine nachgemachte Jugend umstrahlt von der prunkenden Blüthe schöner Pagen und Cavaliere — mit seinen Garden zu Fuß, zu Pferd — mit einer langen Reihe vergoldeter Karossen, in denen die Damen seiner Familie in fürstlichen Putzgewanden gesessen, ein schönes und glänzendes Schauspiel für die Stadt Paris — da hatte er, trotzdem die guten Einwohner der alten Lutetia Kopf an Kopf Fenster und Dächer besetzt, vergebens wenigstens auf die gewöhnliche Begeisterung der Schaulust gehofft —: man hatte ihn kommen lassen wie ein Verhängniß, das

man mit aller Macht nicht abzuwenden vermocht — mit tiefem Schweigen hatte ihn das Volk empfangen! Ach! — es war dem Cardinal nicht wohl dabei! Schrecklich ist ein Triumph, der eine Niederlage in sich schließt! Und die Erinnerung an das lautlose Volk längs dem Gepränge seines ruhmlosen Einzugs, war nicht die letzte seiner heimlichen Qualen!!

Er hatte heut', nach dem gewöhnlichen Ministerrath, eine dreistündige Unterredung mit dem jungen Könige gehabt — —!! Der junge König! — Ja! der Name war jetzt der Angelpunkt aller seiner Gedanken. Er stützte den Kopf in die Hände und sann. Dann schellte er seinem Kammerdiener.

„Ich erwarte Besuch, und will hernach noch in's Palais; Du mußt mich neu frisiren, Bernouin."

Bernouin verschwand und kehrte mit Kämmen, Bürsten, einem Lockeneisen und einem Kohlenfaß zurück. Der Cardinal setzte sich auf einen Stuhl vor seine Spiegeltoilette.

Der Kammerdiener hatte eben sein Werk begonnen, als es klopfte. Mazarin ließ öffnen; der Eintretende war Villeroy.

Bernouin blickte verlegen erst auf den Marschall, dann auf eine Büchse voll einer dunklen Flüssigkeit; der Cardinal sah es und lachte.

„Der arme Mensch!“ rief er. „Seitdem ich wieder schwarze Haare trage, wollen sie dem Eisen nicht mehr recht gehorchen; die dunkle Schminke beschwert sie zu sehr. Ja, ja, Hyperion's Locken sind grau geworden; aber man darf dem Volk nicht zeigen, daß man alt wird; es trotzt sonst auf die Sorgen, die uns den Scheitel bleichen. Ihm soll man unerreichbar scheinen, wie die olympischen Götter, mon cher!“

Der Marschall lächelte. Der Cardinal plauderte mit anscheinender Munterkeit fort. „Was es doch für uneigennützige Menschen giebt!“ sagte er unter Anderem. „Da kommt jetzt dieser Graf von Lurique zurück, der in den Zeiten der Fronde für mich Partei nahm, und fast zwei Jahre lang an allen Höfen Europa's umherreis'te, um meine Beziehungen zu denselben zu ordnen. Wie soll ich es nun anfangen, ihn zu belohnen? Aus kostspieligen Festen macht er sich nichts, und seine Tochter, die freilich schön genug für die brillanteste Parthie im Lande ist, schien mir von jeher so unnahbar, daß ich kaum wagen würde, ihr einen Cavalier vorzustellen. Ich bin wahrhaftig ein zum Undank verdammter Mann!“

Bernouin verließ jetzt das Zimmer. Mazarin besah sich noch fünf Minuten lang im Spiegel, zupfte an den Spitzen seines Kragens, und machte mit einem

Anflug von Empfindsamkeit den Marschall auf ein Paar wunderbare Manschetten, im Werthe von mindestens 5000 Livres, aufmerksam, die, wie er sagte, sein armer Neffe Mancini an seinem Todestag getragen habe. Plötzlich stand er auf, winkte dem Marschall, Platz zu nehmen und sagte:

„Ich habe Sie rufen lassen, Herr von Villeroy. Sie haben die Erziehung unseres jungen Königs bewunderungswürdig geleitet, und uns Ihren verdienten Lohn lange genug creditirt."

Der Marschall starrte. Mazarin, den es, wenn er Geld ausgeben sollte, so graute, daß ihn ein förmliches Fieber befiel — Mazarin fing von einer Schuld zu reden an, auf deren Entrichtung Villeroy, dem die Erziehung des jungen Königs mit der stillschweigenden Uebereinkunft anvertraut worden war, dieselbe soviel als möglich zu verwahrlosen, niemals auch nur im Traume gerechnet hatte.

Der Cardinal schien sich an seinem Erstaunen zu weiden. Er besah seinen, trotz mehrjähriger Gicht noch immer sehr schönen Fuß, und fuhr dann fort:

„Sie müssen gestehen, daß der König ein Muster von Vollkommenheit geworden."

„Ich wünschte, Eminenz, das wäre wirklich mein Verdienst."

„Etwas zu viel mögen Sie hier und da gethan haben! Er hat Ideen über seine Jahre, der junge König — Ideen, von denen ich hoffte, daß die Fronde sie brechen würde; aber der Widerstand hat ihnen im Gegentheil doppelte Spannkraft verliehen!" — —

„Vergessen Ew. Eminenz nicht," sagte Villeroy, „daß alle Kinder despotische Gelüste haben."

Den Cardinal befiel plötzlich die Furcht, mehr gesagt zu haben, als gut sei. Wer war sein Freund? — wer nicht? Mit seinem Mißtrauen war er am Hof ein Neuling, wie vor zehn Jahren.

„Ich meine," sagte er zögernd, „daß der König sich zu viel mit Staatsgeschäften anstrengt, Herr von Villeroy."

„Natürlich, Herr Cardinal!" entgegnete dieser, der den Minister, trotz seiner gar nicht glänzenden Geistesgaben, durchaus verstand. „Eine junge Kraft will beschäftigt sein. Soll er nicht versuchen zu arbeiten, so müssen Sie ihn zerstreuen."

„Zerstreuen — hm! — Womit?"

„Mein Gott, durch das Vergnügen. Freilich nicht durch diejenige Art der Ergötzlichkeit, die man in unsern Hofzirkeln findet."

Der Cardinal heftete einen langen Blick auf den Erzieher des jungen Königs, der seinen Zögling zer-

streuen wollte. Endlich stand er auf und sagte, ohne die mindeste Bewegung: „Ich halte Sie für zu erfahren in der Erziehungskunst, als daß ich Ihre Worte bezweifeln könnte. Ich habe das auch schon gedacht. Uebrigens, Herr Marschall, bat ich Sie heute wegen einer Geldsache zu mir. Der König war Ihr Schuldner; das Geld liegt zu dieser Stunde ausgezahlt bei Ihnen, und Sie dürfen mir nur einen Empfangschein darüber zusenden."

Der Marschall sah, daß Mazarin ihn verpflichten wolle.

„Doch," sagte er mit einer tiefen Verbeugung, „steht der beste Theil des Lohnes, den ich erhoffe, noch zurück."

„Welcher?" fragte Mazarin etwas beunruhigt, indem er seiner Schatulle den Rücken wandte.

„Die Gunst, nie zu vergessen, daß ich der Huld Ew. Eminenz zu gern verpflichtet bin, als daß ich je im Leben eine Gelegenheit versäumen möchte, sie zu verdienen."

„Ich werde Sie an dieses Wort erinnern!" sagte Mazarin mit seinem liebenswürdigsten Ton.

Der Marschall war entlassen. Der Cardinal blieb allein.

„Was soll ich thun?" sprach er zu sich selbst —

„vergebens umklammert meine Hand dies jugendliche Gebild; sie vermag sein Wachsthum nicht aufzuhalten!“

Er kam durch Zufall vor einem Spiegel vorüber; beim Anblick seines Gesichts schellte er dem Kammerdiener und sagte, daß er sich blaß aussehend finde. Ohne dies zu bestätigen, zog Bernouin eine kleine silberne Büchse hervor und reichte sie dem Cardinal.

Mazarin besah die neue Schminke, prüfte sie mit Fingerspitzen, Zunge und Nase und ließ sich davon auflegen.

Wie er vorhin zu Villeroy gesagt — es war ein Zug seiner Politik, Gesundheit zu heucheln. Er wollte den König noch sprechen; er wagte damals nicht, ihn aus den Augen zu lassen; denn man munkelte von heimlichen Correspondenzen zwischen ihm und den Condé's, welche den Cardinal begreiflicher Weise in die größeste Unruhe versetzten.

Der König bewohnte seit seiner Volljährigkeit einen von der Königin gänzlich getrennten Flügel im Palais Royal. Mazarin trat ein und war betroffen über die Stille der königlichen Gemächer. Die Vorzimmer flammten von Licht, aber kaum ein Page, kaum ein Kammerherr war da, um ihn der jungen

Majestät zu melden. Plötzlich stand er in einem dunklen Raum, mit dunklen Teppichen belegt und verhangen; von dem Kamin allein, dessen rothgeäderter Porphyrmantel einen Armleuchter mit sechs herabgebrannten Kerzen trug und auf dessen Rost noch eine erlöschende Kohlenglut flammte, ergoß sich ein trübes, rothes Licht auf eine Gestalt, welche, tief in einen Stuhl gedrückt, dem Cardinal nur durch die goldenen, mit Diamanten besetzten Sporen an den ausgestreckten Füßen kenntlich ward. Langsam knarrte in ihren Angeln die losgelassene Thür. Die Gestalt im Lehnstuhl richtete sich mit einer sprungähnlichen Bewegung auf; es war der junge König.

„Sie! — O!!“ sagte er auf's Unangenehmste überrascht.

Er wandte sich bei diesen Worten mit einer Bewegung weg, die den Wunsch bekundete, allein zu sein; aber Mazarin war nicht der Mann, Andeutungen, die nicht in seine Pläne paßten, zu verstehen. Er blieb. Er näherte sich und gewahrte neben dem Stuhl des Königs einen kleinen, mit gedruckten Papieren bedeckten Tisch. Einige derselben waren auf die Erde gefallen. Der Cardinal wollte sie aufheben; der König erglühte flüchtig, sprang auf, kam dem Cardinal zuvor und warf sie, mit schlecht be-

mäntelter Absichtlichkeit, auf die verkehrte Seite, mit dem Titelblatt nach unten.

Eine Minute des Schweigens. Mazarin endigte sie.

„Sire," sagte er — „ich sehe, daß alle meine Ermahnungen nicht fruchten. Sie strengen sich zu sehr an. Sie reiben sich auf."

„Ich glaube selbst!" unterbrach der König — „wenn auch nicht ganz in Ihrem Sinne."

„Sie zürnen mir — von unserer heutigen Unterredung, wegen der Forderungen des Prinzen von Conty her!"

„Nein, nein!" entgegnete der König schnell und kalt — „Sie irren! Gewiß nicht, Herr Cardinal!"

„Und warum wollten Sie es auch?" fiel Mazarin in jenem schmeichlerischen Ton ein, der so unangenehm war, weil er seine Herzensleerheit nicht zu überdecken vermochte. „Habe ich nicht Ihre Vortheile in dieser Sache besser gewahrt als Sie, der Sie aus Großmuth das wichtigste Gouvernement des schon so rebellischen Südens einem Prinzen geben wollten, der ganz in den Händen der Spanier steckt? Um Ihnen das noch einmal zu sagen, kam ich her. O Sire, vertrauen Sie mir! Genießen Sie Ihre Jugend, kräftigen Sie Sich für die Zeiten, wo Sie

allein sein werden; reiben Sie sich nicht durch kränkende Erinnerungen auf — beschäftigen Sie Ihre Augen! Beschäftigen Sie Ihr Herz —"

„Ich glaube," unterbrach der König mit nervöser Ungeduld — „ich glaube, daß Beide nur zu sehr beschäftigt sind. Es ist für Sie jedenfalls kein guter Rath, den Sie mir geben; ein Anderer als ich könnte ihn für verdächtig halten, Herr Cardinal!"

Er stand bei diesen Worten auf und ging ein paar Mal, ohne den Tisch mit den Broschüren aus den Augen zu lassen, durch das Zimmer. Da sah er plötzlich in den Polstern des Lehnstuhls ein zerdrücktes Stück weißen Pergamentes. Hastig ergriff er es, als ob er es kenne — — „O! — Schade!" murmelte er.

Der Cardinal beugte sich seitwärts über das Papier, welches der König mit den Fingern glättete. Er sah, daß der junge Monarch flüchtig erröthete. Bei dem trüben Kerzenlicht erkannte er zu seinem Erstaunen, in schwarzer Kreide skizzirt, das Bildniß einer Frau.

„Wie kommen Ew. Majestät dazu?" fragte er etwas übereilt in seiner Ueberraschung.

„Ich frage im Gegentheil Ew. Eminenz, wie Sie zu dieser Zeichnung kamen, bevor ich sie in Ihrer

Brieftasche unter den Schlachtenberichten fand, welche Sie mir aus der Guyenne nach Poitiers sandten?"

„Ich?" — sagte Mazarin — „ich? — mein Gott, ja, ich besinne mich! Ein junger Maler auf Schloß Gangain zeichnete die Skizze, und Gräfin Cordelia, welche sie vorstellt, gab sie mir auf vieles Bitten. Ich — habe seitdem nicht wieder daran gedacht."

„Ich hab' sie zuweilen angesehen!" erwiderte Ludwig feurig. „Es ist ein schöner Kopf — mit nichts, was ich sonst kenne, zu vergleichen."

Der Cardinal senkte bei diesen Worten den Blick zu Boden. Ein Gedanke durchblitzte ihn, vor dessen Entdeckung er zitterte und den vielleicht ein Zucken seines Augenlides verrieth — —

„Sie haben diese Gräfin Lurique gesehen?" fragte er nach einer Pause.

„Ja!" antwortete der König kurz.

„Vielleicht" — fuhr er nach einer Minute zögernd und den König verstohlen beobachtend, fort — „vielleicht macht es Ew. Majestät Vergnügen zu erfahren, daß diese ausgezeichnete Schönheit von morgen ab in Paris sein wird. Ihr Vater, den sie an mehrere Höfe begleitet hat, kehrt heute Abend hierher zurück und wird bei mir absteigen."

„Der Graf von Lurique — so!“ entgegnete der König gedehnt, mit getheilten Gefühlen.

„Ich hoffe,“ sagte Mazarin, mit einem Versuch, scherzhaft zu scheinen, „daß Ew. Majestät ihn nicht zum zweiten Mal verbannen werden.“

„Und wenn ich es wollte, wenn es mir so gefiele — — wer würde mich daran hindern, Herr Cardinal?“

„Nun, Sire, die Staatsgerechtigkeit —“

„Gerechtigkeit! — Staat! Ich bin der Staat!“ rief Ludwig, die Geduld verlierend. „Es giebt Leute, die es bezweifeln, denen ich es aber beweisen werde. Und nun gehaben Sie sich wohl, Herr Cardinal!“

Ueberrascht und verschüchtert, und im Innern knirschend, küßte Mazarin dem Könige die Hand und zog sich zurück. Der König blickte ihm ungeduldig nach, und that einen tiefen Athemzug, als die Thür sich hinter dem Minister schloß.

„O, daß ich einen Vertrauten hätte! Ich hasse ihn! — Ich hass' ihn!“ rief er, als er sah, daß er allein war. „Einen Menschen, mit einer königlichen Seele, fähig, einen König zu verstehen!! Frommt es mir, daß ich auf dem Thron meiner Väter — — Herr und Herrscher heiße — daß die Gesandten vor mir knieen, daß ich meinen Namen unter

die Depeschen zeichne, daß mein Kanzler in meinem Namen zu Parlamentsversammlungen und Justizbetten spricht? Verdammter Schein! Ich bin nicht Herrscher! Ich trage die Macht auf den Lippen, in meinen Händen ist sie nicht! — — Und diesem Mann, den seine Zeit angespieen, muß ich mich beugen, weil sie es will — weil sie sich zu ihm verirrte — sie, meine Mutter! weil er vielleicht — —" Er sprang auf und stampfte mit dem Fuß. „Ein Filz — ein italienischer Polichinell!! Nein! Hinweg! — Hinweg der Trübsinn! — hinweg der Gedanke!! — Es kann nicht sein! Ich will das Haupt erheben, und Gold und Marmor prunken sehen, und kämpfen, kämpfen, kämpfen, bis diese Nattern todt sind — todt, zertreten — in den Staub zerronnen ihr Gift!" — Er stieß mit diesen Worten an den Tisch, wo die Broschüren lagen; er schleuderte sie in die erlöschende Kohlenglut des Kamins, und sah, wie sie verbrannten. Plötzlich erschrak er; indem sein Aug' den dünnen Flammenwirbeln folgte, erblickte er auch die Contour der Zeichnung Giovanni's. Er versuchte sie zu retten; aber es war zu spät; sie brannte schon, und als er sie zu Asche verkohlen sah, war ihm, als habe er ein hohes Gut verscherzt. Zeigte sein ahnungsvoller Geist ihm vielleicht den Cardinal Mazarin,

welcher in diesem Augenblick am Fenster seines Schlafgemaches hin- und herschritt, wie eine Hyäne im Käfig, die eine Beute wittert und sie nicht erreichen kann? Hört er ihn vielleicht eine Dämonsgewalt heraufbeschwören, die er mit einem schönen Namen nennt — — „Cordelia!" — „Sie heißt Cordelia!" — Was begiebt sich in diesem Augenblick! Welcher prophetische Aar kreis't über unsern Häuptern? Nach einem edlen Geist verlangtest Du in verhängnißvoller Bitte, vierzehnter Ludwig? — Du bist erhört! — ein königlicher Geist schwebt über Dir! Wappne Dich, junger Herrscher!!

Zweites Kapitel.

Es war große Cour im Palais Royal, und durch die vergoldeten Säle ergoß sich zauberglänzend die geschmückte Menge, die an den Höfen ihr buntes Schmetterlingsdasein zu vertändeln pflegt. Auf einem mit Purpur überdachten und mit Lilien besäeten Thronsessel saß die Königin-Mutter in Goldbrokat und Diamanten; in weitem Kreise um sie her funkelten die Prinzen, die Marschälle, die Minister und die Damen des Hofs.

Der König stand, und stützte die rechte Hand auf die Sessellehne seiner Mutter. Seine rastlosen Augen wanderten während der endlosen Präsentationen in gegenstandloser Ungeduld hin und her. Der Cardinal Mazarin war nicht zugegen, und seine Abwesenheit, sowie die Zerstreutheit des jungen Monarchen, rief hier und da einige Bemerkungen im Flüsterton hervor, die meistens auf die Vermuthung hinaus-

liefen, daß der König in Gefahr sei, bei seinem ersten Minister in Ungnade zu fallen.

Aber ein Ereigniß schnitt diese geistreichen Aeußerungen ab. In der blitzenden Galerie, zwischen dem Doppelspalier von Ludwigsorden und Heiligen-Geist-Kreuzen erschien plötzlich eine große majestätische Frau. Sie war bildschön, aber ohne sinnlichen Reiz; sie war jung, aber ohne Jugend.

Gefolgt von einem Mann mit schneeweißem Haar, vor dem sich viele der Anwesenden ehrerbietig verbeugten, trat sie in den Thronsaal. Ein starres Erstaunen blieb hinter ihnen zurück. Die Schönheit der Dame hatte etwas von der Medusa; sie versteinerte ihre Verehrer. Indem sie die Schwelle überschritt, tauchte hinter ihr die Gestalt des Cardinals Mazarin aus den Massen. Rechts und links wich man ihr aus; sie achtete nicht darauf, bis plötzlich ein Laut, ein Ruf an ihrem Ohr vorüberflog — Sie blickte auf; sie sah den jungen König, und bemerkte, daß er sie erkannt.

Der Hofmarschall stellte sie vor: „Xenia Cordelia Lurique, Gräfin von Gaugain“; die Königin zauderte einen Augenblick, bevor sie an diese Frau von düsterer, aber tadelloser Schönheit eine der vorschriftsmäßigen Fragen wagte, die bei den Vorstellungen gebräuchlich

sind. Cordelia antwortete schmucklos und gleichgültig. Nach Beendigung der Vorstellung wandte sie sich um, machte ihrem Vater Platz, tauschte zwei Worte mit dem Cardinal, und war verschwunden. Der König hatte kein Auge von ihr verwendet, und Mazarin hatte es bemerkt.

Der König hatte sie ein einziges Mal gesehen; seitdem war sie hinausgezogen in die Welt, und verändert war das Bild, das jetzt auf dem Parquet des Palais Royal aus hundert Spiegeln wiederstrahlte. Es war nicht die modische Hoftracht, nicht der schimmernde Atlas, nicht die Juwelen und purpurnen Rosen, die fremdartig ihre edlen Glieder umblitzten; es war auch nicht die damals übliche steife Frisur, zu der das lange schwarze Haar mit seiner königlichen Wucht sich nur gezwungen zu leihen schien, und die sie allerdings nicht schöner machte — es war auch keine Veränderung der Form — nein! nur ein leiser Zug von Müdigkeit um die fein gemeißelten Lippen — ein kurzer Blick voll suchender Unruhe, der aus den Augen tauchte, man wußte nicht woher noch wohin! — In dem hochmüthigen und bittern Ausdruck, der bisweilen über die große Stirn flog, um einem weichen, traurigen Schatten Platz zu machen, lag das Zeugniß, daß sie verloren, was kein Gott dem Men-

schen wiedergeben kann — die unentweihte Unschuld eines nie vom Elend der Erde berührten Blickes — das stille, ahnungslose Leben über den Abgründen des Leidens und des Todes — die Träume von der Vollkommenheit der Menschen und von der Schönheit der Welt.

Der König war zu jung, um dies zu wissen; aber ihn reizte die dunkle Macht dieses Antlitzes; neugierig, wie ein Kind, sah er die schöne Hieroglyphe an, und fragte sich, was sie bedeute. Sie war so schön, so stolz — so ruhig! Sie sah aus wie die Beherrscherin der Erde; man beugte sich zu Boden, wenn sie stumm vorüberging. Konnte es wahr sein, was das düstere, theilnahmlose Auge verrieth — konnte sie leiden? — — Um was litt sie denn??

Der König hatte bis dahin gegen den Grafen von Lurique eine unüberwindliche Abneigung gefühlt; heut dachte er nicht daran; er tauschte verbindliche Worte mit ihm, verließ, nachdem die Vorstellungen vorüber waren, in seiner und des seit kurzem mit ihm versöhnten Herzogs von Orleans Gesellschaft seinen Platz, und wanderte durch die Reihen der zurückweichenden Höflinge. Selten redete er einen derselben an; der König war nicht leutselig; die Schmeichler weissagten, daß ein großer Regent in ihm schlummere, weil er ein so wenig liebenswürdiger Mensch zu wer-

den versprach; der Leser mag sich über die Logik dieser Auguren freuen.

Es dauerte nicht lange, so gewahrte er Cordelien's weiße Sammetschleppe. Sie war gefolgt von einem langen Zug, den Neugier und Bewunderung an ihre blendende Erscheinung fesselte. Der König verließ seine Begleiter; er trat zu ihr heran, Anfangs mit einer zaghaften Empfindung. „Gräfin von Lurique!" sagte er, während die sie Begleitenden sich schnell um einige Schritte zurückzogen — „ich bin Ihnen seit Jahren eine Genugthuung und einen Dank schuldig! Es war nicht großmüthig von Ihnen, sich diesem Dank so lange zu entziehen."

„Ich wünschte ihn nicht — und möchte ihn jetzt nicht mehr verdienen!" antwortete Cordelia. Sie lächelte dabei. Es war ein stilles, harmloses, gutmüthiges Lächeln. Den König erfaßte die alte Empfindung von Zorn und Schmerz. Er hob seine blitzenden Augen zu ihr auf; er war so groß wie sie, und dennoch schien es ihm, als sähe sie auf ihn herunter. Ihre Augen schwebten über ihm wie zwei dunkelflammende Sterne von ungeheurer Größe. Der Saal ward ihm zu eng.

„Sie wollen mit mir kämpfen — Sie wollen keinen Frieden?" sagte er.

„Kämpfen, Sire? Mit Ihnen?“ entgegnete Cordelia — „das dürfte kaum ehrlich sein — wir haben keine gleichen Waffen! Wären Sie älter, so würden Sie mich besser verstehen — aber sehen Sie! — ich habe Sie beleidigt. Ich hätte Ihnen sagen müssen, bevor Sie mit mir sprachen, daß ich keine Hofdame bin.“

„Ich höre von dem Cardinal Mazarin,“ fiel der König ein, „daß Sie das Hofleben noch immer nicht lieben — aber warum kamen Sie denn damals — vor zwei Jahren, zu uns nach Poitiers?“

Ueber Cordelien's vollkommenes Antlitz flog ein Schatten. „Ich suchte Gerechtigkeit!“ antwortete sie — „Gerechtigkeit für ein armes Kind, das noch heute unschuldig als Gefangene schmachtet, und dessen Geschick einen ersten traurigen Weisheitsspruch in meine Seele schrieb — — Ich dank' es ihr nicht!“ fügte sie leise und bebend hinzu. „Und dennoch will ich für sie thun, was ich bis jetzt für Niemand auf der Welt gethan! — Ein andermal, Sire, ein andermal! ich werde Sie noch wiedersehen!“ — Der König hätte beinahe die Hände ausgestreckt, um sie zu halten; er besann sich noch zur rechten Zeit, und richtete sich mit purpurnen Wangen empor; die weiße Schleppe rauschte an ihm vorüber. An diesem Abend sah man ihn

mit Niemandem mehr sprechen; früher als gewöhnlich zog er sich aus dem Zirkel zurück.

Der Marschall Villeroy, welcher aus alter Gewohnheit noch immer neben dem Gemach des Königs schlief, pflegte jeden Abend, wenn die junge Majestät zu Bette war, noch eine halbe Stunde mit ihr zu verplaudern. Ludwig XIV. ließ sich gern Etwas erzählen, und hörte jede Nacht, bis der Schlaf ihn überwältigte, gravitätisch den Anekdoten des guten Marschalls zu. Der Marschall war wegen dieses seltsamen Amts bei Hof ein wenig zum Gespött geworden; aber das quälte ihn nicht; er lag dieser seinen Fähigkeiten ganz angemessenen Pflicht mit größestem Eifer ob. Als er am heutigen Abend zur gewohnten Stunde klopfte, fand er den König noch frisirt, in vollem Festschmuck, mit dem Degen an der Seite, und so heftig auf- und abgehend, daß er die Anwesenheit des Marschalls einige Minuten lang gar nicht zu bemerken schien.

„Daß ich dies Bild verloren habe!“ murmelte er vor sich hin.

„Ein Bild, Ew. Majestät?“

„Ja; eine Zeichnung von der Gräfin Lurique!“ sagte der junge König.

„Nun!" rief der Marschall, „dieser Verlust ist zu ertragen, da Ihnen jetzt das Original zu Gebote steht."

Der König antwortete nicht. Er schien versteinert und verdüstert. Der Marschall ließ ihn seinen Gedanken nachhängen, ohne ihn darin zu stören.

„Ob diese Frau Liebhaber hat?" sagte Ludwig plötzlich nach einer Pause.

„Ich weiß nicht — ich glaube kaum!" entgegnete der Marschall, etwas in Verlegenheit gesetzt.

„Ich sah von ungefähr, daß sie das Bild eines Mannes am Halse trug; ich konnte die Züge nicht genau unterscheiden." —

„Vielleicht das Bildniß ihres Vaters!" antwortete Villeroy.

Der König schien noch tiefer in Verdruß zu versinken. Endlich befahl er dem Marschall, sich zu entfernen; Villeroy that es mit Widerstreben. Er wollte zu der verlassenen Cour zurück; als er aber in den Hof des Palastes hinunter kam, sah er, daß die Lichter in den festlichen Räumen erloschen waren. Noch fuhren lange Reihen von Karossen durch das Portal in's Freie. Der Marschall suchte mit den Augen den Cardinal, und traf ihn in der That unter dem Thorweg, als er, von sechs Pagen mit Fackeln umgeben,

eben in seinen Wagen stieg. Mazarin bemerkte ihn, und winkte ihm, einzusteigen. Gewöhnlich hatte Villeroy ihm etwas mitzutheilen, was im Sinne eines Hofmanns wissenswürdig war.

„Wie fanden Sie den König heute Abend?" fragte Villeroy, als die davonrollende Karosse schon ein Stück Weges vom Palast entfernt war.

„Sehr still!" antwortete Mazarin.

„Ich habe Ihnen gesagt" — fuhr Villeroy fort: „Stellen Sie das Vergnügen in seinen Weg, und die Arbeitssucht wird schweigen. Der Zufall hat für Sie gethan, was Sie versäumt. Er ist so sehr mit dieser Gräfin Lurique beschäftigt, daß bereits ein gut Theil seines Ehrgeizes auf ihre Eroberung übergegangen ist."

„Und meinen Sie wirklich," fragte Mazarin, „daß diese Gräfin Lurique sich erobern läßt?"

„Pardieu!" rief Villeroy — „sie ist eine stolze Schönheit, aber ich habe noch nie von einer Frau gehört, die einem jungen galanten König widerstand."

„Nun sehen Sie" — sagte Mazarin — „Sie sind auf falscher Fährte. Cordelia Lurique leiht sich so wenig zum Werkzeug des Vergnügens, als Ludwig XIV. sich durch das bloße Vergnügen um seine Macht betrügen läßt."

„Und doch, wenn mich nicht Alles täuscht, steht

sie nicht außerhalb der Berechnungen, durch die Sie Ihre Ruhe sichern wollen."

„Ich leugne es nicht!" antwortete Mazarin.

„Nun denn, Ew. Eminenz?"

„Was das Vergnügen nicht vermag, das thut vielleicht die Leidenschaft — unbefriedigt und hoffnungslos — Ich hätte sonst der Lurique nicht bedurft!" entgegnete der Cardinal.

Drittes Kapitel.

Und die Tage vergingen, und die Nächte des Palais Royal verrauschten in Glanz und Ueppigkeit.

Der Hof fand sich in einem Taumel, wie sich dessen Niemand, weder aus den Zeiten der Regentschaft, noch aus denen Ludwig's XIII. her erinnerte; Mazarin allein nahm wenig Theil an den rauschenden Lustbarkeiten; er lebte in seinem Palast eingeschlossen und arbeitete Tag und Nacht.

Dem König aber brachte man Festprogramme auf Festprogramme. Man überhäufte ihn mit Sorgen um die Lust des Augenblicks; man schrieb Komödien und übte ihm Ballette ein, bis daß er keinen Athem behielt, nach seinem Reich zu fragen.

Der König ging in die Falle. Er wußte nicht, daß des Menschen Herz und Leben zu eng für zwei Leidenschaften ist; er war zu jung, um es zu wissen. So lang er Lichterglanz und Festesjubel sah, in dem

man sich vor ihm, wie vor einer Glorie, beugte, kam er sich wie ein König vor, und wenn's vorüber war, so war er müde.

Denn Etwas war, was ihn, über allen Prunk hinweg, tiefer und tiefer ergriff, und seine ganze Hartnäckigkeit herausforderte. — — In dem Wirbeltanz vergoldeter Schattenbilder jagte er einer Erscheinung nach, die vor ihm stand, wie der in frevlem Muthe zur Tafel des Wüstlings geladene steinerne Gast — ein Phantom, an dem seine schwachen und ungeweihten Waffen zerbrachen.

Die schöne Gräfin Cordelia!! — Sie hatte ihn zuweilen angeblickt mit ihren grundlosen Augen — er war zusammengebebt vor den Mysterien dieses Blicks! Er hatte vor ihr gestanden — machtlos, zürnend ob dieser Gewalt, die sich selbst seinem Verständniß entzog! Warum war dieses schöne Auge so kalt? Warum war dieser schöne Mund so bitter? Diese blutleere Wange — welches Verhängniß hatte sie gezeichnet mit unheilvollen Linien stummen Grams über Etwas, das Niemand kannte, Niemand errieth? Man hätte Mitleid haben können mit dieser göttlichen Schönheit; aber, zurückgestoßen, irrte jedes weichere Gefühl zurück zu dem Herzen, das es ausgesandt. Sie beugte sich vor Nichts — sie konnte sich wohl

nicht beugen. „Gott schafft die Könige der Menschen nur selten auf den Thronen!" hatte sie ihm gesagt. Er hatte es dulden müssen und er knirschte darob. Ihr Stolz, ihr Dasein war für Ludwig XIV. eine Beleidigung. Er haßte dieses Weib. Er wollte sie hassen.

Aber ein kleiner Zufall gab diesem lobenswürdigen Vorsatz einen Stoß. Er war eines Tages in Mazarin's Palast, und kam an der Thür des von Cordelien bewohnten Zimmers vorüber. Zufällig hörte er, daß sie mit ihrem Vater ausgefahren sei. Der ihr von Mazarin bestellte Kammerdiener schwatzte vor der Thür mit einem Pagen; der König schickte den Pagen weg und richtete zwei Worte an den Diener. Ihn befiel das sterbliche Verlangen, den Raum, den sie bewohnte, vielleicht irgend ein Zeichen ihres Denkens und Fühlens zu sehen.

Der Kammerdiener ließ ihn ein; es war nicht schwer, ihn zum Schweigen zu veranlassen; und dann — was schadete ein Verrath? — Der König blieb wohl zehn Minuten lang in ihrem Zimmer, fand aber nichts, als ein Paar Bücher mit lateinischen Excerpten, eine Stickerei und einige Schmuckgegenstände auf einer Toilette. [illegible] letzteren musterte er genauer, in der Hoffnung, [illegible]ld zu finden, welches er einmal

an ihrem Hals bemerkt. Er war zur guten Stunde gekommen; das Medaillon lag unter den übrigen Edelsteinen; er zog es hervor und erkannte zu seiner unaussprechlichen Ueberraschung sein eigenes, freilich etwas älteres, und, wie seine Eigenliebe ihm zuraunte, nicht geschmeicheltes Bild.

Der König empfand etwas wie einen elektrischen Schlag. Er brachte hastig die Juwelen wieder in ihre alte Lage und eilte hinaus. Er wagte nicht, zu glauben, was er gesehen; er wagte nicht, davon zu sprechen. Er fürchtete sich fast. An einem Abend, unter Tanz und Jubel, wagte er auf Cordelien's tadelloses Antlitz einen glühenden Blick der Liebe. Sie sah ihn ganz befremdet an; er fühlte sein Herz erstarren, und er schwieg. Von jenem Tag an fing er an zu grübeln; er begriff sie nicht; weßhalb trug sie sein Bild, wenn sie ihn nicht liebte? Er sah sie täglich; er sprach mit ihr und wußte ihre Worte nicht zu deuten; er verzweifelte an der Lösung dieses Räthsels, und ward endlich krank.

Er lag an einem Morgen ermattet in seinem Bette, als ihm der Cardinal gemeldet ward, um von Geschäften mit ihm zu reden. Er nahm ihn an; er richtete sich auf und rang mit sei[illegible] Müdigkeit. Der Cardinal betrachtete mit Intere[illegible]e etwas schlaffe

Wange und den leichten Schatten um die sonst so blitzenden Augen.

„Ich glaube," sagte die Königin-Mutter, welche auf ein unbestimmtes Gerücht von einem Unwohlsein des Königs herüber gekommen war — „ich glaube, das viele Tanzen greift den König an, Herr Cardinal."

„So müssen Se. Majestät das Tanzen einstellen!" erwiderte Mazarin; „so leid es mir auch thut, ihm eine Freude zu verkürzen."

Der König schnitt durch eine Bewegung diese conventionellen Heucheleien ab:

„Ich weiß wie sehr Sie meine Gesundheit schätzen! — Zu den Geschäften, Herr Cardinal!"

Mazarin nahm einen Stuhl. Die Königin-Mutter saß bereits im Hintergrunde des Gemaches.

„Sie wissen, Sire, daß alle meine Anstrengungen dahin gehen, dem Lande einen eben so ehrenvollen Frieden mit Spanien zu sichern, als wir ihn mit dem deutschen Reiche abgeschlossen. Ich dächte deshalb, wir räumten zuvor mit den Ueberbleibseln der Fronde auf. Ich habe Ihnen die Liste Derer gezeigt, die von der Amnestie ausgeschlossen wurden."

„Lassen Sie ihre Prozesse wieder anhängig machen!" sagte der König etwas scharf; „wir sind ja keine Untersuchungsrichter."

„Es ist nur Einer von Bedeutung dabei!“ erwiderte Mazarin; „das ist der Prozeß des Inquisitions-Hugenotten, der zu Poitiers gefangen sitzt — und der seiner Tochter, der wunderthätigen Ketzerin, die wir seit fast drei Jahren auf Schloß Gaugain verwahren.“

„Auf Schloß Gaugain!“ wiederholte der König mit einem seltsamen Ton.

Anna von Oestreich blickte bei diesen Worten bedeutsam zu Mazarin hinüber.

„Die lässig geführte Voruntersuchung hat allerdings nicht viel mehr als die Namen der Verbrecher ergeben. Ein Edelmann aus den dreißiger Jahren, der bereits unter der vorigen Regierung viele Schicksale erlebte, Olivier von Broc.“

„Von Broc?!“ rief Anna aus.

Mazarin wandte sich um.

„Ich erinnere mich, daß Ew. Majestät ihn kennen müssen!“ sagte er, zu ihr gewandt. „Er war der Bruder der beneideten Stephanie de Broc, welche später Nonne im Benediktinerkloster von St. Annen in den Montagnes noires geworden.

„O!“ rief die Königin heftig — „es ist mir lieb, daß dieser Verräther sich endlich findet! Er geht mich ganz besonders an! Ich hoffe, daß Ew. Ma-

jestät ihn nicht amnestiren werden! Der Cardinal Richelieu nahm mir auf dem Todtbette das Versprechen ab, diesen de Broc, wo ich ihn immer fände, im tiefsten Kerker Frankreichs zu begraben."

„Ich glaube nicht, daß Herr von Broc Ursache haben wird, sich über allzugroße Milde zu beklagen!" sagte der König. „Aber warum bestrafte ihn Herr von Richelieu nicht selbst?"

„O Sire, er mußte viele Verbrechen ungerächt lassen!" erwiderte Anna erregt; „dieser de Broc vergiftete, wie man sagt, den Pater Joseph — er taucht aus der Vergangenheit wie ein unheilbringendes Gespenst. Ich bitte Sie, beendigen Sie seinen Prozeß de facto; er hat für sein ganzes Leben dreimal den Kopf verwirkt."

„Ich glaube doch nicht," erwiderte Mazarin erstaunt, „daß sich das so ganz ohne Weiteres wird abthun lassen; dieser de Broc hat allem Anschein nach zu viele Geheimnisse in Händen, als daß sein Fall nicht andere noch —"

„Geheimnisse!" widerholte Anna erblassend — „das glaub' ich nicht, Herr Cardinal!"

„Nun," sagte Mazarin überrascht und ohne den Blick von ihr zu wenden — „ich denke wenigstens seinen Prozeß zu einem wichtigen Falle zu erheben.

Sie wissen, Sire, daß die südlichen Provinzen seit Jahren der Schauplatz ununterbrochener, religiöser Meutereien sind. Die straflose Sicherheit der Ketzer hat die Bevölkerung völlig entsittlicht. Man muß einmal ein Exempel statuiren, das sie schreckt."

„Sie meinen, daß diese beiden Leute sich dazu eignen?" fiel Anna unruhig ein.

„Sie sind Persönlichkeiten, die Aufsehen erregt haben und doch keine Rächer finden werden!" erwiderte Mazarin. „Diese übermüthigen Hugenotten müssen einmal erfahren, daß die Strafmittel der Inquisition auch uns zu Gebote stehen, und daß unsere Toleranzedikte nicht Frankreichs letztes Wort in ihrer Geschichte waren."

Der König sah den Cardinal ganz erstaunt über die rechte Achsel an und sagte in etwas spöttischem Ton:

„Ich habe nie gewußt, daß Ew. Eminenz ein so begeisterter Katholik wären."

„Sire, man wirft mir das Gegentheil vor; um desto lieber ergreife ich die Gelegenheit, dem Hof von Rom meine wahre Gesinnung zu beweisen."

In Mazarin's Ton lag so viel Leichtfertigkeit, daß der junge König — (denn die Jugend ist immer ernst) unangenehm davon berührt ward.

„Man hat indessen gesehen," sagte er, „daß dergleichen Prozesse, die mit einem Fuß auf dem Boden der Religion, mit dem andern auf dem der Politik standen, für ihre Urheber sehr unglücklich ausfielen."

„Ich versichere Ew. Majestät, daß hier von nichts als dem strengsten Recht — natürlich dem Kirchenrecht! — die Rede sein wird. Uebrigens bemerke ich, daß Ew. Majestät wirklich erschöpft sind; ich werde Sie also verlassen, um später auf die Sache genauer einzugehen."

Der König kämpfte zwischen zwei Gefühlen. Das erste war der Verdacht, daß Mazarin ihn nur zum Schein beschäftige; das zweite Zorn über die äußerste Unkenntniß, in der er sich der geringsten Angelegenheit gegenüber befand. „Sie lehrten mich tanzen, damit ich nicht regieren sollte!" sagte er innerlich. Eine helle Thräne perlte unter dem Augenlid hervor. Entsetzt über dies Zeichen unfreiwilliger Schwäche und machtlosen Zorns, machte er ein Zeichen, daß es ihm in der That lieb sein würde, allein zu sein.

Der Cardinal ging. Kein Zweifel mehr: Die Zerstreutheit und Gleichgültigkeit des Königs deutete auf tiefe Veränderungen. Er hatte Ansätze zu Bitterkeit und Hohn genommen und sie dann kraftlos

fallen lassen. Er hatte sich gerüstet, um dann im Augenblick des Angriffs seiner Lanze die Spitze abzubrechen. Ein kurzes Lächeln des Triumphs glitt über Mazarin's Gesicht.

Er war im Begriff in seinen Wagen zu steigen, als ihn ein Page der Königin mit einem Briefchen erreichte. Er schlug sich vor die Stirn. In seinen Gedanken über Ludwig XIV. hatte er Annen von Oestreich völlig vergessen. Hatte sie nicht in seinem Beisein seltsame Aeußerungen gethan? — Er öffnete ihr Billet: eine Aufforderung, auf einen Augenblick in ihr Kabinet zu kommen. Er kehrte um und trat, von dem Pagen gemeldet, bei ihr ein.

„Herr Cardinal, Sie haben meinen Wunsch erfüllt; ich sehe, daß Sie dem König den ihm gebührenden Antheil an der Regierung gestatten; ich danke Ihnen dafür. Lassen Sie mich der ersten Bitte eine zweite hinzufügen!"

„Welche, Ew. Majestät?"

„Der König ist verändert; ich lese auf seinem Gesicht Spuren gewaltsamer Erregungen — Entfernen Sie diese Gräfin Lurique von unserem Hof."

„Ew. Majestät — —"

„Diese Gestalt aus der Wüste der Montagnes noires — diese Zöglingin von Priestern und Mön-

chen — dieses glücklose Bild, das uns mit unheimlichen Zaubern bestrickt — ich kann es nicht mehr sehen — — Ich kenne die Geschichte dieses bleichen Gesichts!"

„Wie, die Cordelien's?" rief der Cardinal mit einem Ausdruck des Entzückens.

„Sie hat geliebt — sie auch!" fuhr Anna fort — „auf Schloß Gaugain ist — ein Kaplan — ein Jesuit, mit dem sie aufgewachsen!"

„Ihr Beichtvater Valmarina — der dem König so ähnlich sieht —"

„Ich weiß — ich weiß —!" unterbrach die Königin mit marmorblassen Lippen — „genug, sie muß von hier hinweg!"

„Und wer erzählte Ihnen denn von diesem Priester?" sagte Mazarin langsam, mit ruhigen, aber seltsam gespannten Blicken — „so viel ich weiß, war ich es nicht!" —

„Sie selbst — die Gräfin selbst!" rief Anna schnell; „ich habe ihr aber das Wort abgenommen, am Hofe zu Niemanden von dieser Aehnlichkeit zu sprechen; der König ist so mißtrauisch — ich bitte Sie, Mazarin, sagen auch Sie ihm nichts davon!"

Der Cardinal versank einige Minuten lang in Nachdenken; dann richtete er sich plötzlich auf und

küßte der Königin die Hand. „Ew. Majestät haben Recht; es wäre grausam, zwei Unschuldige mit einem Male ihrer Ruhe zu berauben; über die Ausführung ihrer Wünsche wegen der Gräfin Cordelia will ich nachdenken; ich hoffe — ich hoffe, daß eine Zeit kommen wird, die unsere langgetrennten Wege wieder vereint."

„Dies ist vortrefflich!" sagte Mazarin zu sich, als er in seinen Wagen stieg. „Es steckt etwas hierunter. Wenn alles Andere an dem König scheitert, so bietet dieser sein älterer Doppelgänger mir einen unvergleichlichen Reserveplan; die so viel bezweifelte eheliche Treue seiner Mutter ist ihm schon längst eine nagende Beschäftigung; ich habe die Titel der Pamphlete, die er neulich so ungeschickt auf die verkehrte Seite warf, trotz seiner Eile wohl gelesen! — Mag's sein wie es will: ihrer, der Königin, bin ich von heute an gewiß."

Den Kopf so hoch, wie er ihn lange nicht getragen, begab er sich (in seinem Palaste angekommen), in das Vorgemach seines Privatkabinets. Am Schreibtische beschäftigt, saß hier der Geheimschreiber Cericotto, seine rechte Hand, der „Pater Joseph" Mazarin's.

„Sie glauben also, daß de Brot selbst seinen

Namen verschwiegen haben würde, wenn Sie ihn nicht erkannt hätten?" fragte der Cardinal im Laufe eines längern Gesprächs.

„Verlassen Ew. Eminenz sich darauf: wenn man ihn heute köpft, so stirbt er mit allen seinen Geheimnissen. Das Leben liebt er nicht; aber er ist ein rachsüchtiger und beharrlicher Geist, und unter seinen Verbündeten wird er wohl irgend einen Erben seiner Pläne und Ideen haben."

„So muß man ihn zum Schein nicht allzustreng bewachen und die verfolgen, welche Zutritt zu ihm suchen. Wäre das nur schon früher geschehen! In Poitiers, hör' ich, sind mehr als einmal Leute, die man nicht kennt, in seinen Kerker gekommen! Auch von Briefen hörte ich! — — Sagt, Cericotto, erinnert Ihr Euch seiner Schwester Stephanie, der Vicomtesse von Lagieres, die später Nonne in St. Annen wurde?"

„Gewiß!" rief Cericotto. „Eine schöne Frau! Es hieß ja eine Zeit lang, daß der Graf von Soissons, von welchem Sie ein Kind hätte, sie heirathen wolle, aber Se. Eminenz von Richelieu widersetzte sich, obgleich sie seine Vertraute war!"

„Wie?" sagte Mazarin, „man sprach ja nur von ihrer Tugend!"

„Man wußte wenigstens um einen sehr auffallenden Aufenthalt in eben diesem St. Annenkloster, auf dem die Königin sie begleitet hatte — ich erinnere mich nicht genau, denn ich hab's nur vom Hörensagen; de Broc aber muß es wissen, und es ist das Einzige, was er vielleicht zu entdecken geneigt sein möchte; denn es gab noch mehr Commentare über jene Klostergeschichte, und es hieß, de Broc habe seine Schwester sehr geliebt."

Der Cardinal stand auf und ging hin und her. War nicht Anna bei de Broc's Namen aufgefahren? — erinnerte er sich nicht selbst deutlich jener Hofkabalen, in Folge deren der Chevalier verschwunden war, verschwunden, wie man vermuthete, mit der schönen Andarini — Kabalen, in denen die Ehre seiner Schwester mit der der Königin auf die seltsamste Weise hin und hergeworfen und verwechselt, und die jedenfalls mit zuviel Aengstlichkeit und Eifer von Seiten Richelieu's betrieben worden waren, um die Tugend eines simplen Hoffräuleins zum Gegenstande zu haben?

Es war so! — es mußte so sein! — Der Priester Valmarina, das Ebenbild Ludwig's XIV., der Schützling Richelieu's war nicht der Sohn der tugendhaften Stephanie, von der er oft gehört, daß sie

sich für die Königin aufgeopfert habe! Aus Neugier hätte er nie darnach gefragt, denn im Grunde war Mazarin zu feig, um neugierig zu sein; er liebte es, sich mit Unwissenheit zu entschuldigen; (er war so naiv, zu sagen, daß seine Ungerechtigkeiten verzeihlich seien, da er die Gesetze Frankreichs nicht kenne!!) — aber es handelte sich hier um ein Geheimniß, durch dessen Wissenschaft er früher oder später den jungen König fassen konnte; er beschloß, de Broc darüber auszuforschen — aber in eigener Person.

Einstweilen war Cordelia da und gewiß war's, daß diese stolze Schönheit den König bezauberte! Ludwig hatte ihn seit ihrer Ankunft ziemlich gewähren lassen — ja, er war ziemlich rücksichtsvoll gegen ihn gewesen, seit er wußte, daß Cordelia unter seinem Dache schlief; freilich hatte der Cardinal Sorge getragen, ihm seinen eigenen Einfluß auf sie in den glänzendsten Farben zu schildern und die Entdeckung des Gegentheils so gut als möglich zu verhindern!

Es kam ihm daher begreiflicher Weise ungelegen, daß Anna, die er sich nichts desto weniger verpflichten wollte, auf Cordelien's Entfernung drang.

Viertes Kapitel.

In ihrem Zimmer im Palaste Mazarin's saß Cordelia und schrieb an Valmarina.

„Und er gleicht Dir!! — Gleicht Dir so sehr, daß ich zuweilen in Versuchung bin, ihn mit Deinem Namen anzureden, bis ich dicht vor ihm stehe und in dem etwas jüngern Gesicht den furchterregenden Ausdruck seh', der von einem empörten Innern, von grausamen Leidenschaften und zügellosen Wünschen spricht. Es steht auf diesem — (Deinem!) Antlitz eine Gier nach Macht geschrieben, mit der ich fühlen kann; die aber mir so furchtbar kraß begegnet, daß meine Seele sich dagegen bäumt. Ich habe diesen jungen König vor sich selbst gedemüthigt, wo ich konnte; ich hasse ihn; kaum weiß ich selber noch, warum.

„Es ist ein seltsames Kind dieser vierzehnte Ludwig! Einer der jungen Recken des Mittelalters, ge-

schaffen, um Riesen und Drachen zu erlegen. Aber das Mittelalter ist vorüber. Eine neue Zeit taucht im Morgen der Weltgeschichte auf und die zerfallende will sich zum Schluß noch ein vergoldetes Denkmal setzen. Dieses Denkmal wird Ludwig XIV. sein. Ich hatte einmal den Gedanken, diese Kinderseele lüstern zu machen nach dem unsterblichen Ruhm, die Taufe der Wahrheit frei über seine Völker zu ergießen! Was hätte der Versuch gefrommt? O Valmarina, ich bin ein Weib! Ich habe meine heiligsten Begeisterungen Königen und Priestern vertraut — ich habe sie mit dem Flehen meiner blutenden Seele beschworen, sich zu erinnern, daß in ihren Händen die Fäden des Menschenglückes ruhen! Sie haben mir erwidert, ich sei ein schönes Weib! — — Was soll nun wohl aus diesem Ludwig werden? Mag er ringen wie er will — Mazarin ist sein Uebermann; Mazarin weiß, daß für gesunkene Zeiten nur gesunkene Repräsentanten taugen, daß ein sieghaftes Roß nicht vor einen Krankenwagen gehört!! Wird dieser junge König einstmals frei — so wird er nichts zu thun wissen, als die Trümmerwelt rings um sich her mit Gold und Marmor zu umkleiden; er wird nach eitlen Lorbeern in der Welt umherjagen, um der Triumphator zu scheinen, der er vielleicht hätte sein

können! — Alles, Alles Versunkenheit! Sag' mir, Baptista! Trifft's mich allein so schwer? — Ich weiß es nicht; ich sehe rings um mich her die Menschen lachen, tanzen und lieben, und begreife nicht, wie sie es anfangen, glücklich zu sein."

Cordelia stand auf.

„Ich habe unter den Eindrücken des Lebens den Ueberblick über die Entwickelung der Zeiten verloren!" murmelte sie — „ich muß zurück in meine alte Einsamkeit."

„Es hätte längst geschehen können!" sagte eine Stimme hinter ihr. Es war der Graf. Sie ging ihm entgegen und neigte das Haupt auf seine Hand.

„Vater, verzeiht mir!" sagte sie; „ist's, daß die Verwirrung menschlicher Zustände mein Denken ansteckt, oder mein Herz zu sehr ergreift — ich kann Euch selber nur mit Schmerz an diesem Hofe sehen. Wenn ich bedenke, was die Zeit mir für Belehrungen gegeben — wie, ohne Prinzip, ohne heldenmüthigen Kampf, ohne andere Wünsche, als das Bestehende zu retten, das Königthum sich auf Kosten des Volks und Mazarin sich auf Kosten des Königthums mästet — wenn ich das Alles sehe und bedenke, wie anders es sein könnte — so möchte ich mein Haupt verhüllen und sterben."



Sie war bei diesen Worten gebeugt in sich zusammengesunken; ihr Vater hatte sie niemals so gesehen. Ihr Haupt hatte noch nie in der Abspannung der Trostlosigkeit auf ihrer Brust geruht. Es war etwas Heiliges in diesen abstrakten Schmerzen, deren Wucht die edle Stirn zu Boden drückte. Den Grafen jammerte sein Kind, diese Märtyrerin des Gedankens, dies weihevolle Herz, das stumm an seinen Idealen verblutete.

Ein Page, der den Cardinal Mazarin meldete, unterbrach die Scene. Cordelia hieß ihn kommen; sie war viel zu stolz, um sich darum zu kümmern, daß ihr Auge Spuren von Thränen trug.

„Einsam und traurig, schöne Gräfin?“ fragte Mazarin eintretend, mit einem Versuche ihr die Hand zu küssen.

„Ich bin nicht traurig!“ sagte sie; „im Gegentheil, ich bin froh.“

„Sie sehen nicht so aus!“ versetzte Mazarin, auf ein Tabouret an ihrer Seite gleitend.

„Wenn Sie's gestatten,“ fuhr Cordelia fort, „so gehen mein Vater und ich in diesen Tagen nach Gaugain zurück. Ihr Blick fragt nach den Gründen, ich will sie Ihnen sagen: es giebt hier Dinge, die mich mit Abscheu erfüllen; ich kann nicht lernen,

Schein für Wesen zu nehmen; kann nicht in kindischem Spaß mit Brillanten spielen, während hinter mir eine halbe Menschheit Hungers stirbt; ich fand mich machtlos, das Unglück der Welt zu ändern und bin zu muthlos, es fortwährend anzuschauen!"

Der schlaue Cardinal lächelte ein wenig — „Sie haben Ehrgeiz, schönste Cordelia!" sagte er, „und weil wir uns darin begegnen, will ich nicht beleidigt sein, obgleich ich Ursache dazu hätte. Weßhalb machen Sie Ihre Schönheit nicht zur Dienerin Ihres Ehrgeizes? Der mächtigste König der Erde würde zu ihren Füßen ein Sklave sein."

„Ich fand unter den Menschen nicht das Herz, das mir beherrschenswerth erschienen wäre!" antwortete Cordelia stolz.

„Sie wollen sich mir also wirklich entziehen, noch ehe ich Zeit fand, Ihnen dankbar zu sein?" sagte Mazarin, sich jetzt zu Lurique wendend.

„Bleiben Sie Cordelien's Freund!" erwiderte der Graf — „im Uebrigen habe ich keine Wünsche, als daß das, was ich für Sie in bester Absicht that, sich weder gegen das Haupt des Königs, noch gegen das Ihre kehren möge. Es ist ein trauriges und unnatürliches Verhältniß an diesem Hof, Herr Cardinal;

ich rathe Ihnen es zu enden; es könnte bald einmal zu spät dafür sein!"

„Ich werde Ihrer Warnung gedenken!" antwortete Mazarin; „einstweilen verkenne ich nicht, daß es an meiner Seite ein gefährlicher Posten ist, und daß Sie lange genug darauf ausgehalten haben. Ich werde dem Könige melden, daß Sie den Hof verlassen wollen — aber — es wäre möglich, daß er Sie nicht fortließe; in diesem Falle, Gräfin Cordelia, würde ich der glücklichste der Menschen sein."

Er entfernte sich und eilte zu dem Marschall Villeroy. Er fand diesen Ehrenmann beschäftigt, ein Billet zu kritzeln. Auf eine Frage Mazarin's legte er es hastig bei Seite. „Der König ist zu unerfahren!" sagte er lächelnd; „und diese Gräfin Lurique ist zu grausam; es ist nicht billig, daß sie einen Mann, der für sie schwärmt, jedes andern Vergnügens beraube!"

„Aber die Gräfin Lurique will vom Hofe fort!" rief Mazarin; „es ist mir nicht daran gelegen, pe'l diavolo, daß er sie vergesse!"

„Vergessen!" wiederholte Villeroy. „Herr Cardinal, vergessen kann man diese Lurique nicht; das muß ich selber wissen. Lassen Sie sie ziehen; ein wenig Sehnsucht schadet der Liebe nicht. Wenn Ihnen daran

gelegen ist, daß der König sie in der Seele behalte — so lassen Sie mich dafür sorgen."

Der Cardinal besann sich einen Augenblick. „Ich glaube, Sie haben Recht;" sagte er; „mindestens ist diese Entfernung ein unschädliches Experiment, das jeden Augenblick ungeschehen zu machen ist." — Er reichte dem Marschall die Hand, drückte sie, und eilte, der Königin Mutter mitzutheilen, daß ihr Wunsch erfüllt sei, indem Cordelia mit ihrem Vater den Hof in nächster Zeit zu verlassen beabsichtige.

Fünftes Kapitel.

O der Nächte, in denen das Herz zum ersten Mal an die Pforte des Lebens pocht, und stürmisch und zagend zugleich um die Lösung seiner Räthsel fleht!

„Laß uns leiden, aber laß uns nicht enden, ohne deine Schönheit geschaut zu haben!" — — Fleht jenes junge Herz also, das unter den Orangen, halb berauscht vom Duft der Blüthen, halb angefröstelt von dem kühlen Glanz der Sterne, ungleich und heftig, fast mit der Empfindung physischen Schmerzes schlägt?

Ach! — jenes Herz gehört einem König; nein — es fleht nicht! — es ist ein junges düsteres, auf die Ziele unermeßlichsten Stolzes gerichtetes Herz, dem seltsamer Weise von der Wiege an das Loos ward, zorn- und schmerzvoll über erlittene Demüthigungen zu weinen!

Dies Herz kennt keine Bitten, keine Demuth! — es kennt nichts mehr als einen glühenden Wunsch!

Im Garten des Palais Royal blühten die Orangen; der König hatte sie ehedem geliebt; jetzt berauschte ihn ihr Duft, ohne ihn zu entzücken. —

Er war ohne Begleitung; in einiger Entfernung nur patrouillirte der Marschall Villeroy im Gebüsch.

Am östlichen Ende des schönen Gartens streuten die Orangen ihre Blüthen auf das niedrige Dach eines Pavillons, dessen Schwelle seit Jahren von keinem Bewohner des Palais Royal betreten worden. Der Cardinal Richelieu hatte ihn als Eingang eines Treibhauses für die Herzogin von Aiguillon bauen lassen; das Treibhaus war nicht vollendet — der Pavillon vergessen worden.

Dem Marschall Villeroy allein war dieser Schlupfwinkel nicht verborgen geblieben; er hatte sich die Schlüssel verschafft — er hatte ihn heimlich für einen Abend erleuchtet und belebt — „Alles, um den jungen König zu erziehen!" Noch drang ein matter, glühender Schimmer durch die schweren Falten der Karmoisinvorhänge, welche die Fenster verkleideten; Ludwig XIV. war seinem Erzieher hinter diese Fenster gefolgt — — Man hatte ihm gesagt, daß ein Moment der Nacht, im Dämmerlicht, unter Blumen, die Schmerzen

einer wunden Brust zu heilen vermöchte — — — Man hatte ihn belogen! — Da stand er, draußen, starr an einen Pfosten gedrückt; er war entflohen mit dem Gefühle der Entweihung — ohne Glück!!!

Die warme Luft berührte ihn kalt; das Blut flammte in seinen Adern. In seinem Gehirn wirbelte die ganze, blitzschnell entzündete Raserei der Jugend und Leidenschaft. Aber kein Zug riß ihn zurück zu der verlassenen Scene der Lust; er rang nach einem andern Bilde — einer Luftgestalt in schwarzen Schleiern und Gewändern, unter denen er, wie die Sensitiven im Finstern, die weißen, marmornen Formen, diese Meisterwerke der Schöpfung, sah.

Es war ein heißer Traum; er fühlte die Nothwendigkeit, ihn zu enden; er rang mit jeder seiner Fibern — ehrlich genug! Die Einsamkeit war ihm unerträglich; er schritt vor; laut rief er nach dem Marschall Villeroy, dem oft mißhandelten, doch immer geduldeten Gefährten und Vertrauten seiner Launen und Gelüste. Da plötzlich zuckte er zusammen. Ueber das Dach des Palastes trat die volle Mondesscheibe; der Strahl der Fontaine gab ihren Schein in Milliarden blasser Lichtfunken zurück; silbern stäubten die Tropfen über den Sandgang, den weiße Jasminsträuche zu beiden Seiten begrenzten — eine Athmo-

sphäre von Licht und Duft, aber von kühlem, geisterhaftem Leben.

Eine große Gestalt hub sich plötzlich vor dem Könige empor. „Sie ist es!" murmelte er mit erstickter Stimme. In einiger Entfernung gewahrte er gleichzeitig die Umrisse zweier Männer; der Eine hatte die schneeweißen Locken des Grafen von Lurique; der Andere war der Marschall Villeroy, der, wie es schien, den Grafen weggeleitete.

Ohne Erstaunen, wie ohne Bestürzung, hielt Cordelia ihre Schritte an. Mit einem bewußtlosen Blick, in dem sich alle Flammen brachen, blickte der König auf ihre marmornen Züge. Lockend und geheimnißvoll wie der Tod in der Jugend glommen ihre unergründlichen Augen im Mondenschein. „Einmal sie küssen und sterben!" hauchte der König.

Cordelia hatte ihn erkannt. Es war ihr lieb, daß sie ihn traf. Sie hatte ihm etwas zu sagen.

„Mein Vater und ich, Sire, wir verlassen Paris!"

„Ich weiß es!" murmelte der König.

„Sie waren gastfrei gegen uns; ich möchte Ihnen danken; aber einem König gegenüber wird es mir schwer; verzeihen Sie, daß ich mit Ihnen rede, wie mit andern Menschen, Sire; Sie sind jung; es wird Ihnen nicht wieder begegnen. Was mich betrifft, so

empfinde ich es als Unglück, daß ich nicht schmeicheln kann, denn ich beabsichtige Ihnen eine Bitte zu thun."

„Was ist es?" rief Ludwig mit Hast.

„Die Freilassung Catharinen's, der Hugenottin der Cevennen. Von Ihrer Gerechtigkeit ließ ich sie Freiheit hoffen; ich möchte halten, was ich versprach."

Der König zuckte peinlich bewegt zusammen. Er erinnerte sich des Gesprächs, das er vor wenig Tagen mit Mazarin gehabt, und der Worte des Letzteren in Bezug auf de Broc und seine Tochter.

„Sie sprechen von Gerechtigkeit; dies Mädchen ist also schuldlos?" fragte er.

„Schuldlos, wie Alle, die überlegenen Verführern zum Opfer fallen — unglücklich gewiß!" antwortete Cordelia.

„Gräfin — ich weiß nicht, ob ich Ihnen die Gewährung Ihrer Bitte versprechen darf."

„Glauben Sie denn wirklich, Sire, daß dieses Mädchen Zauberei getrieben?"

Der König blickte umher, um sich zu überzeugen, daß Niemand in der Nähe sei.

„Nein!" — sagte er leise — „ich glaube es nicht."

„Und warum geben Sie sie denn nicht frei? — Warum schleppen Sie sie vor ein Tribunal — ein

schönes, sanftes, unglückliches Kind, welches von ihrem eigenen Vater bethört, hineingestoßen ward in unfreiwilligen Betrug? Sire, ich bitte Sie, ich ersuche Sie — Geben Sie nicht Angesichts der Welt, die auf Ihre junge Krone blickt, Ihr schönes und blühendes Frankreich einem Fanatismus zum Raub, den Spanien überlebt hat, einem gemachten Fanatismus, Sire, der weder in der Zeit, noch in Ihnen ist! — Sie haben ein sicheres Mittel, die Hugenotten zu entwaffnen! Lassen Sie ihnen die Freiheit, Gott zu verehren wie sie wollen! Sie selbst führten sie auf die Bahn der Rebellion und des Betrugs! Ihre Inquisitionen, Ihre Autodafé's, die fürchterlichen Charlatanerien Ihres nach Macht heißhungerigen Katholicismus zwangen sie, die Verfolgten, sich gleicher unreiner Mittel zu gleichen Zwecken zu bedienen! — Was gewinnen Sie, wenn Sie mit einem angezündeten Scheiterhaufen dem südlichen Frankreich das Feuersignal zu einem verzweifelten Aufstand geben? Sieger oder nicht — ein dunkler Schatten wird von da an auf Ihren Namen fallen! Sie werden gehaßt sein, Sie werden Mittel suchen, jede andere Macht, die heute noch Ihre Macht in Ihrem Staate stützt, aus Furcht vor der Rache Ihrer Völker zu vernichten! Sie werden den Adel, den Provinzialgeist — Sie

werden Wissenschaft und Kunst und jede geistige Bewegung in Fesseln schlagen und dann mit ihnen buhlen müssen; Sie werden Alles, was die Bourbonen stützte, zur Maschine machen; Sie werden ein Bürgerthum auf Grund einer künstlich geschaffenen Industrie erheben, das sich, statt Ihnen sein Dasein zu danken, eines Tages gegen Ihre Dynastie kehren wird! Wollen Sie sich auf die Zeiten berufen, wo Könige und Priester ungestraft Tyrannen sein durften? Sire, das Mittelalter glaubte an die Gottgesandtheit seiner Beherrscher; das Volk hatte nicht, wie heut', Verzweiflung und Rache im Herzen; was der katholische Philipp wagen durfte, steht Ihnen nicht mehr frei! — Ich kann Ihnen nicht sagen, woher ich das Alles weiß — aber glauben Sie mir, eh' es zu spät ist: Lieben Sie Ihre Völker — knechten Sie sie nicht!"

„Lieben!" wiederholte Ludwig mit einem Blick auf Cordelien's glühendes Antlitz.

„Es ist mein letzter Versuch!" sagte Cordelia.

Der König verließ den Schatten des Jasmins, der ihr bis jetzt den Ausdruck seiner Züge verborgen. Auf den Bäumen schlummerte das weiße Licht und badete mit seinen stillen Glanzwellen Cordelien's erhabene und stille Gestalt. Der König bebte vor der

Heiligkeit ihres Anblicks; die schwarzen Sterne ihres Mantels wurden vor seinen Augen so viel Feuerfunken und stoben glühend auf sein Herz.

„Du, die Du sagst, daß Du die Menschheit liebst — was liebst Du in ihr — außer ihr?"

„Nichts, Sire — was fragen Sie nach mir?"

„Ich frage nach Dir allein! Was kümmern mich die Uebrigen?" rief er, fast wie mit einem Schrei. Er faßte Ihre Hände. Sie zog sie rauh und hastig weg; sie sah ihn an, wandte sich weg und ging von dannen. Der König erschrak, er hatte einen unwiderbringlichen Moment verscherzt; sie hatte ihn zu sich hinaufziehen wollen und er war nicht gefolgt. Er stürzte ihr nach und hielt sie fest.

„Cordelia!" flehte seine Stimme.

Sie antwortete nicht. Mit fester aber gelassener Hand suchte sie sich loszumachen.

„Cordelia, ich bete Euch an! — ich will ein Werkzeug sein in Eurer Hand — ich bin nicht, was ich scheine!"

„Um so viel schlimmer, Sire — Sie wollen groß werden! — Seien Sie wahr —"

„Ich lasse Dich nicht! Du bist die Wahrheit! — Gott will nicht, daß Du mich verlässest; ich will die That Deiner Gedanken werden, Cordelia!"

„Leidenschaft," antwortete sie mit Grabeskälte, „Leidenschaft verspricht hier einen Treubruch an Ihrem eigenen Selbst; eine andere Leidenschaft wird einen Treubruch an mir nicht scheuen! — Ich glaube Ihnen nicht mehr."

Sie ging hinweg.

Der König stürzte zur Erde. Seine Seufzer verhallten ungehört. Die große Gestalt entfernte sich langsam. Er sah ihr nach bis sie verschwunden war; der Nachtwind ward kalt und huschte über sein aufgelös'tes Haar; die Fontaine, durch den Wind nach seiner Seite hingetrieben, besprengte ihn mit ihren Schaumperlen; in der Glut seiner Qualen fühlte er es nicht.

Am nächsten Morgen lag er fieberkrank. Er war drei Tage bewußtlos. In seinen Phantasien rief er fortwährend nach dem Marschall Villeroy. Erst nach acht Tagen war er so weit hergestellt, daß er das Bett verlassen durfte, und was eine unerhörte Thatsache in den Annalen des Hofes war — er verlangte nach dem Cardinal.

Mazarin erschien. Der König lehnte am Kamin. Sein Gesicht war von einer gelblichen Blässe entstellt, welche die leichten Blatternarben auf Stirn und Wangen größer erscheinen machte, als sie waren. Die

wohlgeformte Hand, welche er, wie er zu thun pflegte, auf den nächsten Gegenstand stützte, war in den acht Tagen der Krankheit abgemagert; die Augen hafteten am Boden, doch sah man ihr dunkles Feuer selbst durch das gesenkte Lid.

Mazarin blieb ohne Bewegung, in stolzerer Haltung, als man an ihm gewohnt war, unfern der Thüre stehen.

„Ich habe Sie rufen lassen, Herr Cardinal.“ —

Der Cardinal verbeugte sich. Der König hatte ihn seit länger als einer Woche nicht gesehen.

Eine jähe Röthe flog über Ludwig's Gesicht; es war etwas zu viel von Muth in den Augen des Ministers.

„Für's Erste eine Frage.“ — Der König verließ mit diesen Worten den Kamin und verschloß die Thür. — „Ist der Prozeß de Broc's bereits begonnen?“

„Man hat Befehl gegeben, die Voruntersuchung in Poitiers wieder aufzunehmen.“

Der König machte eine Bewegung.

„Sie äußerten vor einiger Zeit die Absicht, den Fall dieses de Broc und seiner Tochter für weitgreifende Zwecke auszubeuten; ich bin dagegen, Herr Cardinal. Den Vater werden wir nach dem Gesetz bestrafen; die Tochter möchte ich begnadigen. Es ist

etwas Unwürdiges in diesem Kampf der königlichen Gewalt mit einem Kind."

„Das ist die Meinung der Gräfin Lurique — allerdings!" entgegnete Mazarin. „Gestatten Ew. Majestät mir, anders darüber zu denken."

Der König ward blaß; sehr blaß sogar. Er schleuderte einen Blick des Grimmes auf Mazarin. „Ich habe in letzter Zeit erröthen müssen!" sagte er starr, jedes Wort sich selber abringend — „man hat Bitten an mich gethan — ich habe sie ohne Ueberzeugung verweigern müssen; der König von Frankreich mußte sich verachten lassen, Herr Cardinal —"

„Unmöglich!" unterbrach der Cardinal und lächelte.

„Ich habe Blicke gesehen, die mir sagten: Du bist ein Sclave Anderer, ohne Macht, weder zum Guten, noch zum Bösen!"

„Wenn ein König je einen solchen Blick erführe" — entgegnete Mazarin, „so hat er tausend Mittel, ihn in sein Gegentheil zu verkehren. Versuchen Sie's nur, Sire!"

„So halten Sie diese Gräfin Lurique am Hofe fest!" unterbrach der König mit bleichen Wangen. „Ich sprach von ihr."

„Von ihr!" wiederholte Mazarin.

„Ich habe es gesagt — es ist genug!" rief Lud-

wig; „ich bin Ihrer Tyrannei müde — ich will nicht mehr Ihr willenloses Werkzeug sein! Ich will nicht mehr vor meinen eigenen Entscheidungen zittern, wenn ich, ohne Sie zu fragen, eine Bittschrift beantworte; ich will Herr genug sein, den Kerker eines Kindes öffnen zu dürfen, wenn ein edles Herz sich für seine Unschuld verbürgt. Dem Auge der Verachtung in einem Untergebenen zu begegnen, ertrüg' ich nicht zum zweiten Mal."

Vor einem Ausbruch des Zorns würde sich Mazarin gefürchtet haben; die Sprache des Schmerzes und der Leidenschaft gab ihm kein anderes Gefühl, als das seines Uebergewichts.

„Sie sind zu jung, verzeihen Sie mir das Wort, Sire! — um kalten Bluts am Steuer der Politik zu sitzen!" sagte er gelassen. „Was Sie als Hinderniß Ihres königlichen Bewußtseins empfinden, ist meistens die nackte Nothwendigkeit. Es ist unbequem, die Vernunft zu fragen, ob man den Bitten einer schönen Dame die Freiheit einer Betrügerin gewähren darf. Es ist unbequem, die Klugheit zur Vormünderin seiner Zeuslaunen zu machen, und so der Welt seine Menschheit zu verrathen. Aber glauben Sie mir: der unbedachte Despotismus, der sich in jeder seiner Maßregeln rächt, ist endlich der gefährlichste Feind

jeder Erdengöttlichkeit. Versuchen Sie es! — Lassen Sie diese Schwärmerin der Montagnes noires straflos, und erwarten Sie, wie der ermuthigte Hugenott seine Heilige rächen wird."

„Den Haufen Hugenottischer Aufrührer im Languedoc fürchte ich nicht, so lange meine Rechte auf den Thron von Frankreich mir bleiben!" rief der König.

„Und wenn nun diese Rechte angefochten würden?" sagte Mazarin, und sein Blick funkelte vor dem des Königs. „Angefochten wurden sie längst; die Fronde hat sie nicht geschont; ich habe selbst gedruckte Schriften in Ihren Händen gesehen, Sire! — Erinnern Sie Sich dessen!! Wie, Sire? Wenn nun ein Mensch auf Erden lebte, in dessen Händen Beweise gegen Ihre Rechte sind?? — Wenn nun ein Mensch auf Erden lebte, dessen bloßes Dasein — — O! — Lassen Sie mich nicht weiter gehen, Sire! So lange Sie nicht wissen, welche schweigende Uebereinkunft Sie auf dem Thron von Frankreich erhält, dürfen Sie nichts wagen, was eine Untersuchung Ihrer Ansprüche rechtfertigen könnte!"

Der König schwieg.

Ein furchtbarer Gedanke, oft schon gefaßt, und immer verworfen, starrte ihn in diesem Augenblick aus Mazarin's mildherzigem Ausdruck an. Er bohrte

seine Blicke wie Dolche in die des Cardinals und schauderte zusammen.

„Seien wir eins!" hörte er den Minister sagen — „fassen Sie Vertrauen zu mir; wann hat es Ihnen geschadet, daß ich Ihrer Regierung meine Erfahrung lieh? Es ist der ewige Schmerz meines Lebens, daß Sie mich hassen!!"

„Und Sie — Sie — Sie — — behaupten das zu wissen, was meine Rechte annullirt?"

„Sire, was ich weiß, weiß ich allein. Mag Sie das beruhigen, Sire! Fordern Sie keine Dämonen heraus, ich bin Ihr Freund — Sie haben keinen wärmeren!"

„Genug!" rief Ludwig wild, indem er die Hand des Cardinals umkrallte, so daß die Spur seiner Nägel darauf zurückblieb. „Wenn es so wäre, wie ich manchmal denke, so — — vergebe Ihnen Gott!"

Mazarin beugte sich schweigend nieder und küßte mit einem langen Kusse Ludwig's Hand. Es war ein Glück für die Welt, daß er die Stunde überlebte. Wäre er jetzt gestorben, so hätte Ludwig XIV. sich für die Qual dieser Augenblicke vielleicht durch die Tyrannei eines Caligula an der Welt gerächt.

„Ein Wort noch!" rief der König.

Mazarin kehrte um.

„Erfahre ich je, daß eine Silbe dieser Unterredung in die Kenntniß eines Dritten übergegangen" — sagte Ludwig mit gebrochener Stimme, „so ist Einer von uns Beiden verloren, Herr Cardinal."

„Sire!" entgegnete Mazarin mit verhaltenem Triumph, — „hier ist mein Herz; es ist unbeschützt gegen Ihre Waffen!"

Er wandte sich langsam zum Gehen. An der Thür hielt er noch einmal an.

„Was die Gräfin Cordelia Lurique betrifft, Sire, so hat sie gestern spät den Hof verlassen; ich kann sie also nicht mehr zurückhalten; auch würde sie sich nicht halten lassen; wir werden sie aber wiedersehen!"

Sechstes Kapitel.

Auf den Bergen der Montagnes noires brannte der Hochsommer; durch die Fenster von Schloß Gaugain fiel der Glanz festlichen Kerzenlichts; Cordelia Lurique stand wieder in der Halle ihrer mütterlichen Ahnen. Aber sie war nicht froh, wie sie gehofft. Ruhe, der lange Aufschrei ihrer Seele — Ruhe war bei dem Anblick der alten, geliebten Thürme nicht in ihr Herz gezogen. Die Wappenfahne der Lurique — die drei Blutstropfen in dem schwarzen Feld — war wie ein Zeichen des Todes ihr entgegen geflattert. Gaugain schien ihr verändert. Die tiefe Einsamkeit, in der sie aufgewachsen, war nicht mehr da. Diese Felsmauern schienen sie nicht mehr gegen die Einbrüche der Außenwelt zu schützen. Und dennoch war nur sie verändert; das Herz, welches sie mit hinaus genommen, brachte sie nicht mehr zurück. Jacques von Lagieres, nunmehr ein blühender Mann von

zweiundzwanzig Jahren, welcher Tage lang auf der Warte des Thurms ihrer prachtvollen Gestalt, auf einem Roß mit flatternder Mähne in's Thal niederstäubend, entgegen geharrt, — er hatte sie kommen sehen, langsam in einer Sänfte getragen, wie eine Kranke; sie hatte ihm einen leise zitternden Arm gereicht, sie war stumm grüßend durch die Reihen der Dienerschaft geeilt und war erst in dem festlich geschmückten Saal, wie aus Pflicht, starr lächelnd stehen geblieben.

Sie hatte Jacques nach dem Kaplan gesandt. Allein, ein wenig rückwärts gebeugt, lehnte sie an dem großen Marmortisch mitten unter dem Kronenleuchter. Auf ihre ungebeugte Gestalt flammte das prächtige Licht herab; es hatte so oft die königliche Schönheit dieser Stirn bestrahlt, die nie zuvor sich unter ihrem Schein zur Erde gesenkt hatte. Jetzt lastete ein Etwas — ein Nebel auf der blendenden Wölbung; es war als ob der leise Druck zunehmen, und langsam, langsam, mit allmälig wachsender Centnerlast, die ganze Gestalt zu Boden drücken müsse.

Jetzt näherte sich ein Schritt; die Thür flog auf; Valmarina stand auf der Schwelle. Cordelia erhob das Haupt und ging ihm entgegen — langsam, ohne Hast. Auf seinen Wangen brannte eine hek-

tische Röthe; die Stirn war feucht; das Auge glühte und schloß sich, als sie nahete. Sie sah seine Hände zittern; sie sah das Entzücken des Wiedersehens in seiner Seele fast zum Schmerz sich wandeln; sie warf sich ihm in die Arme und ahnte nicht, welcher Sturm von Leidenschaft in diesem Augenblick hoch über ihrem Haupt zusammenwirbelte.

„Cordelia!" rief er, indem er, seiner Worte unmächtig, in ihr bleiches Gesicht starrte — „ich habe gelitten in diesen Jahren der Trennung, wie kein Mensch vor mir!"

Cordelia antwortete nicht. In düstern Gedanken kreuzte sie langsam die Hände über ihre Brust, die Blicke auf den Boden geheftet.

„Ich habe gelitten," fuhr Valmarina fort — „wie ein Verhungernder — wie ein in Eiswüsten Verbannter — ich habe die Hände nach Euch ausgestreckt, Cordelia, des Morgens, wenn mich die Sonne weckte — des Mittags, wenn sie auf meinen ermatteten Scheitel brannte — des Nachts, wenn die einsame Kerze Buch und Pergament beschien! — qualvoll gejagt, sind meine Gedanken in die Leere geschweift in den langen Tagen, wo ich, ohne Kunde von Euch, nicht wußte, wo zwischen Himmel und Erde Ihr weiltet — — Nun ist's vorüber! gelobt

sei Gott! ich habe Euch wieder, Cordelia!!" — Er faßte ihre Hände und sank vor ihr zu Boden; er war außer sich.

Cordelia seufzte kurz und ihre Stirn bedeckte sich mit einem dichten Schatten. Sie beugte sich zu Valmarina nieder und hob ihn auf. Ein Augenblick der Pause. Etwas von Mitleid wollte ihr Herz überschleichen; aber die Pforten waren zu. Es war in ihr wüste und leer; das Chaos ihrer Seele rang nach Gestaltung und duldete menschliche Berührungen nicht.

„Ihr seid weich geworden, Baptista; ich suche meinen Freund; ich brauche einen Mann und keinen Schwächling!" sagte sie hart.

Das Haupt des Priesters sank noch tiefer auf seine Brust herab.

„Ich verlor mich, als ich Euch verlor!" sagte er tonlos; „Ihr war't mein Licht und mein Gedanke — Ihr habt es immer gewußt."

Ein Hauch von Rührung flog über Cordelien's marmorweißes Gesicht. Sie hätte ihm vielleicht die Hand gereicht, aber ihr war, als müsse ihre Eiseskälte ihn erschrecken.

„Und willst Du mehr, als was Du weißt?" antwortete sie milder — „daß ich Dich vermißt, daß ich in einem ganzen Welttheil Niemand

gefunden, dem ich vertraut hätte wie Dir — daß Du der Einzige bist, den ich Freund nenne, Baptista!"

In den Augen des Priesters flammte einen Augenblick lang ein irres Licht; er faßte ihre Hände: „Und während Eures langen, bewegten Lebens in der Fremde — wer hat um Eure Seele Sorge getragen, Cordelia? — wer hat Euch geholfen — getröstet — wem habt Ihr gebeichtet?" rief er aus.

„Ich beichte Gott!" antwortete sie.

Mit einem leisen Schauer machte Valmarina das Zeichen des Kreuzes auf Stirn und Brust; ihm war, als begriffe er zum ersten Mal, warum die Leute von dem stillen, starren, schönen Antlitz sagten, daß es gezeichnet sei. Er schauderte, seine Seele krümmte sich in unerträglichen Schmerzen, als er die Züge des Leidens — als er den Staub der Erde auf der Stirn dieser königlichen Braut des Gedankens sah.

„Ihr habt dem Gotte, der Euch schuf, entsagt! Beichtet mir wieder! Ihr werdet wieder glücklicher werden, Cordelia!"

Sie sah ihn an, zerstreut und wehmüthig; sie drückte die rechte Hand an ihre Stirn.

„Ein Tag wird kommen, wo ich es thun werde!" sagte sie dann, mehr in sich hinein, als zu ihm.

Siebentes Kapitel.

Die Tage vergingen. Der Graf von Lurique und der junge Jacques, der mit der Liebe eines Sohnes an ihm zu hängen schien, beschäftigten sich mit der Besichtigung der vielfachen Verbesserungen, welche Schloß und Umgegend dem Sprößling der einstigen Vicegrafen verdankten. Der Graf war darüber entzückt und dachte mit Angst daran, daß Jacques ihn je verlassen könnte. Wie es indessen geht, daß man die Gegenstände seiner Hoffnungen oder Befürchtungen nicht unbesprochen lassen kann, — er begann eines Tages selbst davon zu reden.

„Ihr wißt, daß Ihr jetzt frei seid, Vetter von Lagieres!" sagte er, als Jacques nach einem Streifzuge in die Berge mit einigen Delinquenten zurückkam, welche die Jagdgesetze nicht zum Besten gelernt zu haben schienen — „Der Cardinal hat mir zum Abschied gesagt, daß es ihn freuen würde, Euch am

Hof zu sehen. Er schien sich lebhaft für Euch zu interessiren; schrieb auch in den letzten Tagen meines Dortseins wegen Eures Wahnsinnigen nach Friaul und läßt Euch um Verzeihung bitten, daß er es so lange aufgeschoben und vergessen. Es würde Euch jetzt leicht sein, am Hofe Euer Glück zu machen, Jacques!"

„Mein Glück? — und es dem Mazarin verdanken?" rief Lagieres, welcher die den Wahnsinnigen betreffende Botschaft ziemlich gleichgültig angehört — „Pardieu, ich hätte keinen Tropfen adlichen Bluts in mir, wenn ich mit Mazarin nicht für immer auseinander wäre. Wenn Ihr mich nicht von hier vertreibt, so leb' und sterb' ich mit Euch auf Gaugain. In diesem Süden bereiten sich arge Stürme vor. Ihr werdet hier noch ein paar junge Arme brauchen!"

„Ich hoffe diesen Tag nicht zu erleben!" erwiderte der Graf mit schwerer Betonung; „aber um meiner Tochter willen freut mich's, wenn Ihr Euch an uns schließt.

„Ventre dieu, Vetter von Lurique!" entgegnete Jacques mit flüchtigem Erröthen — „ich wünschte, Eure Tochter wäre weniger schön und weniger majestätisch; ich würde dann vor Euch hintreten und sagen: Gebt sie mir zur Gemahlin; ich habe nichts als eine unverdorbene Jugend und ein unbeflecktes

Wappenschild; doch die sind Etwas werth in diesen Zeiten. Indeß — Cordelia müßte auf einen Thron steigen, um ihre Bestimmung zu erfüllen, und ich weiß nicht, ob sie selbst mit der Krone auf dem Haupt ein Gefühl der Befriedigung im Herzen tragen könnte.

„Ich hoffte," sagte Lurique düster — „sie würde sich entschließen in ein Kloster zu gehen."

„Es wäre vielleicht für sie das Beste!" versetzte der junge Edelmann nachdenkend; „aber sie hat nie davon gesprochen; ich glaube, ihr Ehrgeiz geht anders wohin. Für's Kloster ist sie lange nicht fromm genug. Ich weiß, daß Euer Priester Valmarina für sie täglich eine Messe lies't und hundert Ave's betet. Was mich betrifft —" hier flog das schöne Erröthen von vorhin auf's Neue über die Stirn des jungen Edelmanns — „ich hänge ihr mit Leib und Seele an, besonders seit sie — Gott weiß wodurch — so gebeugt heimgekommen; ich habe mich zu ihrem Ritter geschworen, und so Gott will, soll es ihr nicht an einem Freund zu ihrer Stütze fehlen in Zeiten der Noth und des Sturms.

Der Graf ergriff die Hand des ehemaligen Pagen und drückte sie; dann erhob er sich; Jacques that ein Gleiches, und als ob Beide sich verabredet hätten,

durchschritten sie einen Corridor, den der Graf erst jüngst hatte durchbrechen lassen, um schneller in die Zimmer seiner Tochter zu gelangen. Denn er liebte sie und hatte sein Lebenlang sich zu ihr hingesehnt, und was er aus den letzten sturmvollen Zeiten davongetragen, war die Gewohnheit des Zusammenlebens und der Mittheilung. Er ging jetzt in Cordelien's Gemächern aus und ein, zuweilen ohne von ihr beachtet zu werden, aber auch ohne das Gefühl, daß er sie störe.

Er trat mit Jacques bei ihr ein, gefolgt von den drei Wilddieben, die unterdeß im Corridor gewartet hatten.

Cordelia saß am Fenster vor ihrem mit Büchern bedeckten Pult. Neben ihr stand der Schloßverwalter. Sie hatte mehrere Bände aufgeschlagen und schien sie mit einander zu vergleichen. Beim Eintritt ihres Vaters blickte sie auf. Der Graf von Lurique wies auf seine Delinquenten.

„Was ist das?" fragte sie.

„Wir wollen Dich zum Richter machen! Jacques hat die Leute hier auf unerlaubtem Jagdgebiet betroffen."

Cordelia warf einen Blick auf die drei Männer; sie waren jung, aber elend von Aussehen.

„Wie kommt Ihr zu dem Vergehen? wer seid Ihr? warum arbeitet Ihr nicht?

„Wir kommen aus dem Gefängniß!" antwortete der Eine mit finsterer und trotziger Miene.

„Weiter?" fragte Cordelia.

„Wir sind drei Brüder, aus dem Kohlenbergwerk, drei Stunden von hier. Wir ernährten unsere Mutter und zwei hülflose Schwestern. Aber wir waren Hugenotten.

„Wer sperrte Euch ein? — aus welchem Grund?"

„Der Superior des Mönchsklosters verklagte uns beim Oberrichter von St. Felix wegen Beleidigung eines Ordensbruders; die Gerichtsdiener ergriffen uns eines Tages am Eingang des Schachts; unsere alte Mutter stürzte todt zur Erde von dem Schreck; sie schleppten uns fort und sagten, es sei recht gut, daß die Alte der Armenkasse des Kirchspiels nicht zur Last fallen würde."

„Laßt die Leute einstweilen hier im Schloß, mein Vater!" sagte Cordelia. „Wir sprechen noch darüber. Weiter jetzt, Meister Schloßverwalter!"

Auf einen Wink des Grafen brachte Jaques die drei Delinquenten hinaus, und kam nach zehn Minuten wieder.

Cordelia saß an demselben Platz. Die vor ihr

liegenden Folianten waren Kirchenbücher, Flurregister und Armenlisten. Ihre Unterhaltung mit dem Verwalter schien sie sehr aufzuregen; ihre Lippen zuckten in mühsam bemeistertem Zorn und Schmerz.

„Das arme Weib ist also bei einer Prozession erdrückt worden?" sagte sie in dem Augenblick, wo Jacques wieder in's Zimmer trat.

„Ja, gnädigste Gräfin; sie hatte seit Ihrer Abreise keine Pflege; sie war sehr schwach und die Prozession dauerte lange. Sie wissen wohl, wenn man andächtig ist, denkt man an nichts Anderes; so fiel die arme Creatur denn hin, ohne daß Jemand darauf achtete und ward zertreten."

„Sie hatte eine Tochter — wo ist die?"

„Ich weiß nicht, Gräfin. Es hieß, daß sie die Hugenottenhöhlen besuchte. Ihr Bräutigam verließ sie dann."

„Deßwegen?" rief Cordelia.

„Es kann wohl sein, Gräfin. Das Dorf war in zwei strenge Sekten getheilt. Das arme Geschöpf hat viel von den Katholiken leiden müssen. Die Feindseligkeiten steckten den ganzen Distrikt an. Sie wissen, das Dorf ist niedergebrannt."

„O," sagte Cordelia — „ich habe noch Vieles zu erfahren."

„Es kam so:“ fuhr der Schloßverwalter fort. „Einer von den vorgeblich Reformirten hatte Streit mit einem Katholiken gehabt und ward von ihm erschlagen —“

„Streit, um was?“ unterbrach Cordelia.

„Ich weiß nicht, Gräfin. Die Hugenotten rotteten sich zusammen und verlangten Bestrafung des Katholiken, aber der Maire verweigerte sie.“

„Die Strafe eines Todtschlägers!!“ unterbrach Cordelia mit zusammengepreßten Lippen.

„Gräfin, die Sekte wird immer stärker und die Obrigkeit möchte dem Unwesen steuern!“ entgegnete entschuldigend der Verwalter.

„Fahrt fort!“ versetzte Cordelia mit Ungeduld.

„Des Nachts gruben die Katholiken den Hugenotten aus; ich muß bemerken, daß er persönlich verhaßt war, weil er gern Händel suchte. Worauf eine zweite Appellation an den Maire erging, deren Erfolglosigkeit ein grausames Blutbad nach sich zog. Das Dorf wurde dabei in Asche gelegt. Es ist ein großes Elend, gnädigste Gräfin.“

Ein Ausdruck von Grimm trat in Cordelien's schönes Antlitz. Der Verwalter fuhr fort:

„Der Herr Marquis von Lagieres kann es bezeugen: Ein hartnäckiges Volk sind die von dieser Sekte.

Alle Bekehrungsversuche scheitern an ihrer Wuth, und es hilft gar nichts, ihnen die Kirchen niederzubrennen; sie versammeln sich in Höhlen —"

„Schweigt!" unterbrach Cordelia; „ich weiß für jetzt genug!"

Sie stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Ich höre diesen Morgen Dinge, die mich empören!" sagte sie dann, zu ihrem Vater gewandt; „nicht, daß sie mich in Verwunderung setzten, denn von unsern geistlichen, wie weltlichen Machthabern scheint nichts mehr überraschend; aber die Art, wie man hier im Süden die alten Friedensedikte bricht, ist zu gewaltthätig und zu verbrecherisch, als daß selbst ein König sie ungestraft lassen könnte. Die Reformirten werden überall bedrückt, verfolgt, aus ihren Rechten vertrieben; ihre Kirchen werden niedergerissen, ihr Gottesdienst wird zerstört. Man will die Sekte vernichten. Wohl! — das ist Fanatismus!! Aber daß man ihr geradezu den Schutz der Gesetze verweigert — daß man ihre Leichen ausgräbt, und diejenigen belohnt, die die Zusammenkünfte der Armen den katholischen Obrigkeiten verrathen und verdächtigen, das übersteigt das Maß! Man wird die Hexenprozesse wieder aufleben und das Autodafé in Frankreich

heimisch werden sehen!" — Sie sprang plötzlich auf. „O! — ich wollt', ich wäre todt oder auf immer bewußtlos! — Verwirrung, Verwirrung, Laster, Armuth und Elend! Und nichts, und nirgend etwas, als das! Und ich bin machtlos — machtlos — machtlos!!" — Sie rang die Hände, indem diese Klage aus ihrem Innern brach. Sie stand am Ende des Saales still; sie drückte die über einander geschlagenen Arme gegen die Wand und den bleichen Kopf gegen die Arme. Nicht die Anwesenheit ihres Vaters — nicht die des jungen Jacques — nicht die des Schloßverwalters kümmerte sie. Es war ein furchtbarer Augenblick, in welchem ein Strahl des Tages in die Abgründe dieser Seele drang.

Eine Woche verging, während welcher Cordelia ihre Gemächer nicht verließ. Am neunten Tage, einem Sonntag, als Jacques dem Grafen versprochen, mit ihm in der Kapelle die Messe zu hören, und sich, nach seiner Gewohnheit etwas verspätet, den Kreuzgang herauf bewegte, erblickte er die große dunkle Gestalt an der Kapellenthür. Sie hatte die Hand am Schloß, schien öffnen und eintreten zu wollen, zauderte aber und kehrte wieder um.

Sie traf mit Jacques zusammen, welcher, von ihrem Anblick erschüttert, mitten im Wege stehen geblieben war.

„Ihr wolltet in die Messe, Base?“ fragte er, indem er in dem trüben Licht des Kreuzganges mit unruhiger Theilnahme auf ihre bleichen Wangen blickte.

„Nein!“ antwortete sie rauh.

„Ihr zieht Euch ganz von uns zurück; Euer Vater wollte Euch heut aufsuchen, um Euch zu sagen, daß er einen Brief des Cardinals Mazarin erhalten habe, worin er sich nach Eurem ehemaligen Schützling erkundigt, Catharine Broc —“

Er unterbrach sich, denn Cordelia faßte ihn plötzlich bei der Hand. „Also sie erinnern sich jetzt an dieses unglückliche Kind?“

„Ihr nehmt noch immer Theil an ihr, Base Cordelia —“

„Ich sehe sie nicht mehr; ich habe ihr nicht nützen können!“ antwortete Cordelia dumpf; aber es ist noch nicht das Ende aller Zeiten!“

Der ehemalige Page hatte das oftmals auch beim Anblick dieser schönen Frau gedacht, welche die Majestät für das Auge hatte, welche der Gedanke des Todes für die Seele hat. Ihm war, als müsse er sie noch einmal hoch erhoben sehen, auf einem hohen Gerüst mit sammtbekleideten Stufen; er sah es um sie blitzen und funkeln, er sah ein gaffendes Volk und

kopfbedeckte Dächer. Nur ihre Krone konnte er nicht finden; sie mußte irgendwo im Himmel sein.

„Jacques!“ sagte sie — „wißt Ihr, daß dies katholische Schloß vor Zeiten zum Krongut geschlagen wurde, weil der Cardinal Richelieu befürchtete, es möchte den Hugenotten in die Hände fallen, und ihnen, mit dem Beistande Spaniens, ein protestantisches Reich des Südens begründen helfen?“

„Ich weiß es wohl, Base; es wäre sonst mein!“ antwortete Jacques.

„Glaubt Ihr an die Bestimmung dieses Schlosses?“ fuhr sie fort; „glaubt Ihr, daß der, welcher zuerst so kühne Hoffnungen auf dieses Felsriff baute, ein Narr und Träumer war?“

„Base, ich wage nicht, es zu entscheiden!“

„Und könnte der Gedanke Euch nicht zu Thaten reizen?“ fuhr sie fort, indem sie die dunkeln Flammen ihrer Augen über die Stirn ihres jungen Vetters spielen ließ.

„Wenn Ihr darauf besteht“ — entgegnete Jacques verlegen — „ich habe den Plan nicht für unmöglich gehalten, und sogar — zu einer Zeit glänzende Visionen gehabt — indessen — Ihr vergeßt — ich bin kein Protestant — — Ihr seid es auch nicht, Base Cordelia!!“

„Ich auch nicht — — Meint Ihr?“ antwortete Cordelia zerstreut.

In diesem Augenblick erschien ein Diener und händigte der Gräfin ein Briefpacket ein, welches, nach seiner Aussage, ein Mann zu Pferde gebracht habe. Sie warf einen Blick auf die Handschrift, erbrach das Siegel, entfernte sich dann hastig und blieb den Tag über eingeschlossen mit dem Courier.

Achtes Kapitel.

Von jenem Tag an ward Cordelia von dem Grafen und Lagieres nicht mehr gesehen. Sie kam ein einziges Mal spät in der Nacht zu ihrem Vater und küßte in großer Bewegung seine Hände. Dann schloß sie sich in ihre Gemächer ab. Man hielt sie Anfangs im Schloß für krank, aber die einzige Dienerin, der sie den Zutritt zu ihr gestattete, berichtete, daß sie stumm und aufrecht, wie immer, vor ihrem Pult am Fenster über dicken Büchern sitze, lese, schreibe, Briefe siegele, die sie, man wußte nicht genau, auf welchem Wege, befördere — und übrigens in Nichts verändert sei. Ein abergläubischer Schrecken kam in Folge dessen über die Dienerschaft. Man floh den Corridor, der zu ihren Gemächern führte. Die Leute, denen sie sonst Wohlthaten ertheilt, und die sie jetzt vergaß, beklagten sich nicht; es ward zur Gewißheit,

daß die junge Gräfin von Gaugain sich dem Teufel ergeben habe. Allnächtlich schien das Licht aus ihren großen Fenstern in's Thal hinab; viele flohen es; viele schlugen das Kreuz, wenn sie daran vorüber mußten. Der Schmied, dessen Esse am Fuß des nächsten Berges stand — die Frauen, welche Nachts an das klippige Ufer der Cese kamen, um die des Tags gereinigte Wäsche auszuspülen, sahen mit unheimlichem Schauder das riesenhafte, rundbogige Fenster im rothen Lampenschein und in dem hellen Kreisbogen die große Gestalt in ihren schwarzen Gewändern. Dann geschah es wohl, daß Einer oder der Andere, wenn er scheu an diesem unglücklichen Fenster vorüberschlich, einen Mann in dunklem Mantel und weißem Haar begegnete, der mit strömenden Augen auf die Gestalt im Feuerrahmen hinüberblickte und murmelte — „ihr seid's, die Ahnungslosen, die Unwissenden, um die sie leidet!" — Aber er täuscht sich, der Mann im weißen Haar; hat wirklich der Wahnsinn des Leidens um die jammervolle Menschheit sie erfaßt — ist sie, um diesem zu entgehen, zu hirntödtenden Studien geflohen, wie sie die Mönche treiben, mit denen sie aufgewachsen — so ist das jetzt vorüber; sie hat ausgelitten; sie ist entschlossen; sie will klar werden — in ihrer Seele reift ein Vor-

satz, der keine Zeugen duldet. Mit der Glut des heiligen Augustin sucht sie die Gnade; aber eine andere, eine höhere, als die des Glaubens —: die der Erkenntniß — der ewigen Vernunft!

Zuweilen, wenn der Abend in das Thal hereinbricht, verläßt sie das Schloß und schreitet über die Brücke, am Astrologenthurm vorbei, die eisernen Stufen hinab, die sich an dem berankten Gemäuer niederwinden. Dort unten, an einem stillen Ort, von Felsen eingefaßt und von Kastanien und Cypressen umgeben, dehnt sich ein ebener, blüthenduftiger Fleck. Ein schlankes Thürmchen durchbricht das Laubdach der Kastanien und wirft seinen schmalen Schatten auf das lange Gras, darinnen weiße Steine schlummern. Es ist der Friedhof des Dorfes von Gaugain. Er duftet und glänzt im Mondlicht; Rosen und Jelängerjelieber umwuchern ihn; Cordelia hat ihn immer geliebt; ihr stiller Zug zu allem, was gewesen — die Nothwendigkeit, für die Räthsel der Gegenwart Lösung in der Vergangenheit und Zukunft zugleich zu suchen — dieselbe Nothwendigkeit, die sie jetzt die Lebenden fliehen läßt, treibt sie mit einem verwandten Zug zu den Gestorbenen. Oftmals, in diesen Zeiten innern Ringens, sehen die Dorfbewohner von ihren niedrigen Fenstern aus, im breiten

Mondlicht, unter dem Schein der Sterne, die wie schlafende Sonnen in dem dunkelblauen Himmel liegen, den großen Schatten langsam über den Gräbern wandeln. Es hat sich Anfangs darüber beunruhigt, das gute Volk; ein Mann hat sich endlich hinausgewagt, den hat sie angesehen mit einem traurigen Blick; er hat das blasse Gesicht im Mondlicht geschaut — ohne Thränen, aber so schön sanft, daß er nicht mehr den Muth gefunden hat, ihr etwas Gotteslästerliches zuzutrauen. Von jenem Tage an hat man Cordelien ungestört gelassen; aber die abergläubische Scheu dauert fort. In der Kapelle des Schlosses lies't der Priester Valmarina längst schon täglich eine besondere Messe; nach einiger Zeit geschieht dies auch in der Dorfkirche, endlich sogar in dem bigotten Mönchskloster von Gaugain. Das Volk weiß, wem es gilt und lobt den Eifer des Priesters; aber es sieht nicht die verzehrten Wangen — es hört nicht das Klopfen seines Herzens — es ahnt die Qual des Mannes nicht, welcher spät nach Mitternacht vom Altar weg durch das Portal der Kirche schleicht, und Cordelien's unglücklichen Namen murmelnd, sich, bis die Sterne im Frühroth erbleichen, vor dem Schattenbilde unter ihren Fenstern krümmt.

So, unter Qual und Stürmen, schwinden Herbst und Winter, und der Frühling kommt von Neuem in das Land.

Neuntes Kapitel.

Märzabend war's. Am Fenster seiner Zelle saß Baptista über ein Buch gebeugt. Die Cese rauschte; am Horizonte zogen die Nebel; die Sterne blitzten und verschwammen wieder; eine traumbefangene Rose nickte in's Fenster; der Priester gewahrte sie plötzlich und riß sie von ihrem Stengel; wie kam sie hierher?

Dann blickte er hinaus. Es war eine milde, sehnsuchtsvolle Nacht. Die Erde sandte tausend Düfte gegen den Himmel. Der Priester seufzte; in sein Gedächtniß traten die Jahre der ersten Weihe, wo sich sein Geist an dem glühenden Cultus Spaniens entzündet hatte, wo alle Bilder blühendsten Lebensreizes an ihm vorübergezogen waren. — Er hatte sie damals verschmäht; jetzt rief er sie zurück.

Vor ihm lag das Leben des heiligen Antonius. Er las es nicht zum ersten Mal; aber seit einiger Zeit glaubte er nicht mehr an die Versuchungen der

Heiligen. Er hatte gewiß gerungen wie nur Einer unter ihnen; aber man überwindet Aufregungen — keine Leidenschaft!

Er wollte ruhen — sich auf sein Lager werfen — aber er that es nicht. Wachen, schlafen — träumen, nicht träumen — es war alles eins; mit gleicher Macht bohrte es fort in seinem Innern!

Vielleicht saß sie am Fenster — vielleicht kehrte sie heim von einer ihrer Wanderungen — vielleicht schritt sie über die Brücke zwischen den beiden Thürmen, zehn Schritte von ihm!

„Verloren für mich selber — o Cordelia!! — daß ich auch noch verloren sein muß für Dich!"

Er zuckte die Achseln. Was meinte er damit? Was wollte er? Sie retten? Wovor? — Sie war rein; sie hatte keine Regung — er hatte es gefühlt, als sie sich ahnungslos, in dem Christusschmerz ihrer Seele, in seine Arme warf!

Er stand am Fenster; die balsamische Luft umspielte seine Schläfe; sein junges Haupt ruhte auf seiner Brust. Von der niedrigen Deckenwölbung herab brannte die Lampe mit geweihtem Oel, die auch am Tage in der Zelle nie erlosch; die einbrechende Dunkelheit hatte schon lange ihren Strahlen gestattet, den schmucklosen Raum mit Glanz zu erfüllen; es war

ein heller, milder Schimmer, wie von einem großen rosenfarbenen Stern.

Welche geheimnißvolle Macht die wildesten Stunden der Sterblichen beherrscht und sie mit einer Süßigkeit von unbekannten Tröstungen unterbricht? — man soll es nicht die freundlichen Dämonen fragen! Es sind gefährliche Träume, die in diesen Erholungsstunden abgematteter Seelen das eingeschläferte Herz verlocken; der Mensch erwacht aus ihnen, meist um eine Sünde reicher und eine Täuschung ärmer — Das ist der Lauf der Welt.

Bis dahin hatte Valmarina sich bewacht; er hatte gelitten, aber er war sich selbst nicht unterlegen. Heut sank sein Haupt auf seine Brust und sein guter Geist entschlummerte. Er sah sie vor sich aufsteigen und fragte sich, ob wirklich keine Liebe in diesem schönen Busen leben könne. Er vergaß Alles und schloß die Hände über seiner eigenen Brust und drückte sie an seine Schultern, als hielt er sie noch im Arm. Er sah sich selbst und sie, wie sie als Kinder gewesen; er schwebte mit ihr durch unbekannte Elemente in ein glücklicheres Land und lächelte die ernste Schönheit an, bis sie wieder lächelte! — Und der Fluß rauschte unter dem Fenster; er glaubte die Wellen des sonnigen Guadalquivir zu hören,

und um ihn her dufteten die Rosen und Orangen — —!

O, Cordelia! — —

Er täuschte sich nicht! Sie stand ihm gegenüber! Das wundervolle Weib mit ihrem langen Haar, mit ihrer kaum verhüllten Göttergestalt kniete ihm gegenüber auf einem Felsen; er fürchtete von der rauhen Berührung ihr Blut den Boden färben zu sehen; er richtete sich träumend auf und wandelte ihr entgegen.

Er streckte eine Hand gegen sie aus, da stieß er an einen vergessenen Gegenstand — Er fuhr zurück und stürzte vor dem Kruzifix zu Boden.

„Ein Kreuz!" murmelte er — „hinweg, hinweg das Marterholz! Gebt mir die Magdalena, eh' sie büßte!"

Er sprang auf und heftete die Blicke auf den Gegenstand, der ihn getäuscht. Ein Bild der schönen Sünderin, die Christum geliebt, zierte die Wand über dem Betschemel des Priesters. Es war ein lebensgroßes Bild von wunderbarem Farbenschmelz. Gestaltung und Züge glichen von fern denen Cordelia's.

„Und wenn Du nicht aus Deinem Rahmen niedersteigst, Versucherin, und mir vor Gott bezeugst,

daß ich nicht schuldig bin der Flammen, die Du wecktest, so klage ich Dich an! — Wir müssen doch in die Verdammniß!! — Seien wir auf Erden glücklich, Cordelia!"

Er senkte den Kopf nach rückwärts, die Lippen halb geöffnet, die Augen halb geschlossen, und seine Hände irrten über das Bild.

Plötzlich fühlte er eine kalte Hand auf seinen Schultern. Mit einem Aufschrei riß er sich empor; bleich wie der Tod wandte er sich um und brach zusammen.

Es war die lebende Cordelia!

O, diese Hoheit — diese Schönheit! diese göttliche Ruhe eines heiligen Kummers! Sie war das Meisterwerk Gottes; was konnte er schaffen nach ihr?

„Cordelia, Cordelia!" — rief der Unglückliche — „habe Mitleid mit mir; ich sterbe, Cordelia!"

Er lag zu ihren Füßen und umklammerte ihre Knie; sie ließ es einen Augenblick lang geschehen; sie wandte den Blick erst auf das Gemälde an der Wand, sodann auf ihn; sie sah ihn an mit Ruhe.

„Faßt Euch, Baptista!" sagte sie.

Sie machte einen Versuch sich zu befreien, aber mit der Kraft des Wahnsinns hielt er sie fest; es war nicht mehr die Glut des Verlangens — es war

die Verzweiflung einer schuldbefleckten Seele, die sich im Staub zu ihren Füßen wand.

„Ich habe Dich geliebt, wie Gott, obgleich ich weiß, daß Gott nicht mit Dir ist; ich habe Dich geliebt und bin um Dich verdammt; Du siehst, wie Du mich fandest!"

Sie hob ihn auf und legte einen Augenblick die Hand auf seine Stirn. „Kommt, werdet ruhig, seid ein Mann, Valmarina!" sagte sie sanft.

Er gehorchte ihrer Bewegung; er richtete sich auf; aber sein Blick war wie ein Blitz, irr, zerschmetternd. Ueber seine Lippen kamen schluchzende Töne, halbe Worte, Klagen, wie der Schmerz des Todes sie erpreßt — „wir leben, um zu sterben — wir lieben, um zu verzweifeln — wir sind, um nicht zu sein!"

Cordelia hörte ihn an und deutete mit dem Finger auf den einzigen Sessel des Gemachs. Er fiel hinein und sah, daß sie die Lippen bewegte, wie im Gebet, daß sie sodann das Haupt aufrichtete, ihn fest in's Auge faßte und sich auf den Rand seines Bettes setzte.

„Ich sah' Euch lange nicht; ich komme in dieser Nacht, um Euch zu beichten, Valmarina!"

„Cordelia, ich bin zu unglücklich; verhöhnt mich nicht."

„Ihr seid im Irrthum über mich und Euch!“ versetzte sie; „Euch trifft das Unglück Eures Berufes — nichts weiter; Ihr unglückseligen, hoffärtigen Priester, die Ihr Euch einbildet, stärker zu sein, als die Natur, müßt Alle durch dasselbe Fegefeuer wandern; Ihr seid der erste nicht, den ich so fand. Folgt meinem Rath! demüthigt Euch, statt zu verzweifeln; die Prüfung wird vorübergehen. Hadert Ihr mit Gott, weil Ihr nicht glücklich seid? — Wer ist glücklich, Baptista?“

„Cordelia, Deine Ideale sind nicht auf der Erde; die Leidenschaften der Erde berühren Dich nicht; was weißt Du von meinen Todesqualen?“

Er nahm bei diesen Worten ein Messer und bohrte es mit der Gefühllosigkeit des an Kasteiungen gewöhnten Fanatikers in seinen Arm. Rasch und fest flog Cordelia auf, entwand dem Rasenden die Waffe, nahm schweigend ein Tuch und verband die Wunde; dann ging sie an ihren Platz auf dem Bettrand zurück.

„Ihr sagt, daß Ihr mich liebt!“ versetzte sie mit ihrer schonungslosen Härte; „ihr aber seid ein Unsinniger und der Wahnsinn kann nicht lieben, denn die höchste Liebe ist zugleich die höchste Vernunft.“

„Und wenn ich Dich — für dieses Wort —

hineinrisse in dies Meer von Flammen — Du bist ein Mensch wie ich —"

„Ich bin es!" antwortete Cordelia und neigte das Haupt.

„So bist Du also nicht so eisig — so giebt es in Dir eine Ader, die dieser Glut entgegenklopft —"

„Ich habe nie geliebt!" entgegnete Cordelia, langsam das Haupt emporrichtend — „was redest Du, Baptista? — komm zu Dir selber! — nein, ich habe nie geliebt! Ich war nicht glücklicher, weil ich nicht würdiger war, als andere Sterbliche. Die Leidenschaften der Sinne und des Bluts, die fälschlich Liebe heißen — vor ihnen bewahrte mich Gott; blick' auf die Linien in meinem Gesicht, Baptist — die Sünde hat sie nicht gezeichnet!"

„Was nennst Du Liebe?" murmelte der Priester dumpf.

„Ihr solltet keinen Menschen darnach fragen; Gott allein könnte Euch Antwort geben; wir können Liebe nur ersehnen, nie sie erfassen; wir sehen von ihr nur einen matten Dämmerschein, wir fühlen von ihr nur einen letzten, matten Hauch — — Auch Du hast nie geliebt!" sagte Cordelia.

„Gott gebe mir Kraft, Dich zu verlassen und zu vergessen! — Du bist furchtbar!" rief der Priester aus.

„Und das ist Liebe? — O Baptista!“ sagte Cordelia trauernd — „Lernt was Liebe ist und liebt mich dann, und ich will vor Euch knieen und zu Euch beten! Wie? — Ihr leidet! — Leidenschaft ras't in Euren Adern, Euer Blut siedet, Euer Geist verwirrt sich — Ihr seid eifersüchtig — Argwohn verzehrt Euch — und Ihr behauptet, daß Ihr liebt? Nein, Ihr irrt — wahrlich, Ihr irrt! Die Liebe schreit nicht; sie ist ein ununterbrochener Wohlklang; Die Liebe leidet nicht — sie ist keine Leidenschaft; sie stammt vom Himmel, sie ist stark und ruhig, sie rechnet sich ihr Dasein zum Ruhm; sie hat eine freie, verklärte Stirn; sie ist die Freiheit; Du fliehst Dich selbst, Du fühlst dich schuldig; aber wo eine Schuld ist, kann keine Liebe sein; Gott selber ist die Liebe! — Mehr noch! — Du schwörst mich zu vergessen, Du fluchst mir, Du lebst und willst Dich von mir trennen — Nein, Baptista, Du liebst mich nicht! Noch einmal, werde demüthig! Demuth allein kann Dich retten; der Mensch kann nur unter der Bedingung etwas werden, daß er erkenne, er sei nichts.“

„Bist Du kein Mensch?“ rief Valmarina trostlos und schlug das Kreuz.

„Weil ich nicht rase wie Du! Thor!“ entgegnete Cordelia — „was willst Du? — was prahlst Du?



— was verlangst Du? — Richte Dich auf! Ich fordere von Dir, daß Du Dich über die Schwachheit Deiner Natur erhebst! Ich rechte nicht mit menschlichen Empfindungen; verlasse Deinen Stand, wenn Du unfähig bist, sie zu ersticken; uns aber soll ein besseres Band verbinden, als die Aufregungen irdischer Leidenschaft!"

Sie war erhaben in ihrer göttlichen Ruhe; Valmarina gehorchte ihr und stand auf.

„Ich weiß, Du wirst unserer Freundschaft nicht unwürdig sein," fuhr sie fort — „ich kenne Dein Herz: liegt Dir aber Etwas an mir, so mußt Du aufhören, die Vorurtheile vergangener Jahrhunderte mit Dir umherzuschleppen. Du mußt mehr sein als ein bigotter Priester, der entweder glaubt, was er nicht kennt, oder spricht, was er nicht glaubt. Wenn ich Dich zum Vertrauten meiner Gedanken machen soll, so mußt Du mich nicht mit der Thorheit unterbrechen, daß meine Seele verdammt sei; Du darfst nicht länger Messen für mich lesen und mich der Fürbitte des Volksaberglaubens empfehlen; ich brauche alle Eure Gebete, aber nicht in diesem Sinn!"

„Cordelia, was willst Du thun?"

„Du fragst mich gut; thun ist das Wort!" ent-

gegnete sie stark; „ich habe genug gedacht, um zu erkennen, daß das Jahrhundert Thaten verlangt, und was ich meine, ist vielleicht von Niemand noch gesehen worden. Ja, ich weiß nicht, ob Du im Stande sein wirst, mir ohne Schaudern zuzuhören, denn neu und entsetzlich mag der Klang hineinfallen in den Frieden eines Priestergemüths, das von den wilden Elementen nichts träumt, die unten schäumen und gähren in den Schichten des unterdrückten Menschengeschlechts. Und doch, wenn Du den Muth hast, einem Erlösungsgedanken in's Gesicht zu schauen, so wirst Du sehen, daß Eure unglückliche Kaste, die zu so unnatürlicher Herrschsucht griff, weil sie so unnatürliche Bedrückungen erfahren mußte, am meisten in ihm gewinnt, weil er auch Euch zu freien Menschen machen will. Ich sage Dir, Baptista, was seit den Jahren, wo ich lebe, durch mein Gehirn gegangen ist, das wird dereinst die Welt ergreifen, und unsere Nachkommen werden es zur thatsächlichen Wahrheit werden sehen!"

„Sprich!" sagte Valmarina.

„Baptist, es wird mir schwer, denn Dein Herz hängt an der Kirche, der Du angehörst — ich habe dem Unglück der Erde ohne Vermittelung in's Gesicht gesehen; ich stehe hier, ein Geist von all' den

Millionen zur Vollkommenheit berufenen Geistern, über deren Elend mein Innerstes entbrannt ist, vielleicht wie Christi Herz es war! Die Menschheit ist das Wort, das mich entflammt! Da ruht mein Herz — da schlummern meine Leidenschaften! Die Armen, die Unwissenden, die Lasterhaften, die Elenden — ihr Schicksal fordert meine Thränen, meine Thaten; ich schloß sie in meine Seele, ich durchforschte ihr Unglück, und sah, daß sie an heilbaren Krankheiten leiden — — Ich suchte nach ihren Aerzten — ich belauschte sie und sah, daß diese Aerzte sie vergifteten — —"

„Weib, Weib, wen bezeichnest Du damit?"

„Euch!" antwortete Cordelia.

„Ich habe Euch beobachtet!" fuhr sie nach kurzer Pause fort — „ich habe Eure Religion durchforscht, hab' Eure Satzungen geprüft, Eure Verfassungen studirt, hab' Euch belauscht im Einzelnen und Allgemeinen! Rechtfertigt Euren Ehrgeiz wenn Ihr könnt! Ihr risset Gewalt über Gewalt an Euch — Ihr wart nicht zufrieden mit der Herrschaft über Leben und Eigenthum; Ihr risset die Geister an Euch; ihr knechtetet sie durch Unwissenheit, verblendetet sie durch Märchen, donnertet sie nieder durch die Furcht vor unbekannten Strafen, tratet ihre sehen-



den Antlitze in den Staub und spieltet mit dem unseligen Geschlecht um so fürchterlicher, je tiefer Ihr Euch endlich selbst verachten mußtet! Das sind die Werke Eurer Kirche! Was seid Ihr selbst? Blieb Euch mehr als die Wahl zwischen Selbstverblendung und Heuchelei? — Gleißnerei auf Kanzeln und Märkten, Zügellosigkeit in Euren Häusern — oder der traurigste Wahnsinn, der unmenschliche Aberglaube, durch den Dein Orden herrscht, Baptist! — Das sind die Priester, die uns heilen und belehren sollen!!"

„Bestehen die übrigen Menschen besser vor Deinem Richterstuhl?"

„Daß sie's nicht thun, ist Eure Schuld!" entgegnete Cordelia mit ihrer schonungslosen Härte. „Als ich das sah, Baptist, ergriff mein Herz ein namenloser, brennender Wunsch: ein Traum von unumschränkter Macht — der Macht, Euch zu vernichten!! Ich habe ein Volk sich gegen seine Bedränger auflehnen sehen — ach, ich sah es schmachvoll irren selbst in diesem Freiheitsversuch! Und wieder waren es die Priester, die sich seiner Bewegung bemächtigt hatten! — Das Volk war nicht mehr fähig, auf eigene Hand sein Elend an die Sonne zu kehren! Das brach mein Herz! — Ich seufzte auf nach Macht! — Könige herrschen offener als Priester; sie brauchen

kein Gewand heuchlerischer Demuth, um es zu dürfen; ein glückliches Volk sichert seinem König eine unvergängliche Macht. Stärkt ihn und laßt ihn das Idol des Priesterthums in den Staub stürzen! So dachte ich. Ich hatte Sympathieen für das Königthum."

„Und nun?"

„Ich habe geirrt! Die Könige verstehen sich mit den Priestern, die sie weder bekämpfen noch entbehren können. Die Menschheit darf nicht länger schmachten unter dem Doppeljoch; das Leben der Völker, wie der Einzelnen muß ein Vernichtungskampf werden gegen die Priester und Könige! Die Wahrheit will ich meinem Jahrhundert zuwerfen; das nächste mag sie erben, wenn das jetzige sie verschmäht; ich bin sie meiner Zeit schuldig, denn sie gab sie mir!"

„Und glaubst Du, daß ein Wort Deines Mundes die Ordnung der Gesellschaft ändern könne?"

„Meine Gedanken wurden auf Gräbern geboren! — Das ist bedeutsam!" antwortete Cordelia mit einem düstern Blick zum Himmel. „Bevor sie Wahrheit sind, werden sie zahllose Gräber als Opfer fordern — das meinige auch."

Valmarina antwortete nicht. Sie hatte keine Entgegnung erwartet. Als sie den Blick auf ihn zurück-

wandte, lehnte er bleich und schwerathmend an der Wand.

Sie sah wie sehr er litt und sagte: „Genug für heut, wir werden uns von nun an öfters wiedersehen.“

Sie trat an's Fenster, und lehnte einen Augenblick in die schweigende Frühlingsnacht hinaus. Zerstreut griff sie nach der verwelkten Rose, die auf dem „Leben des heiligen Antonius“ lag; dann wandte sie sich um, und gewahrte in dem Magdalenenbilde über dem Betschemel die flüchtige Aehnlichkeit mit ihren eigenen Zügen, die den Priester verführt.

„Eine Bitte, Baptista, eh' ich Euch verlasse. Opfert mir jenes Bild.“

Valmarina nickte stumm. Cordelia wandte sich weg und verschwand.

Am nächsten Morgen erschien sie zur unsäglichsten Bestürzung aller Welt in dem Speisesaal, wo Lurique und Lagieres den Morgenimbiß einzunehmen pflegten. Der Graf stieß einen lauten Schrei aus; er sprang auf und Cordelia mußte ihn in ihren Armen auffangen. Dies war jedoch das einzige Zeichen, daß ein Abgrund zwischen heut und ihrem letzten Wiedersehen lag. Als ob nicht Monate seltsamster Trennung eine Erklärung forderten, trat Cordelia, ohne ein

solches Wort, mit ihrer unbeweglichen Gelassenheit in alle ihre früheren Gewohnheiten und Rechte zurück; weder der Graf noch Lagieres wagten sie auszufragen, und vor dieser steinernen Ruhe fragten sie sich im Stillen, ob sie vielleicht Beide in letzter Zeit geträumt.

Zehntes Kapitel.

Nur weniger Tage bedurfte es, um Cordelien zu überzeugen, daß der Winter, den sie in Meditationen zugebracht, für die Provinz ein stürmischer gewesen. Religiöse Fehde verheerte das Land; zahllose Uebertritte zum Protestantismus bezeichneten jeden neuen Tag und spanische Emissäre durchzogen den ganzen französischen Süden. Noch brandeten diese Wellen der empörten Geister machtlos gegen das alte Schloß, diesen langjährigen Gegenstand allseitigen Hoffens und Begehrens. Von fremden Cavalieren und Priestern war es von Zeit zu Zeit während der Abwesenheit des Schloßherrn heimgesucht worden; aber in Jacques unbestechlichen Händen war es geblieben wie es gewesen, unabhängig, eine unschätzbare Waffe, die sich selbst vertheidigte, auch in einer machtlosen Hand.

Doch seit Cordelia aus dem Grabe ihrer Einsamkeit erstanden, kam plötzlich mehr Verkehr in's Schloß.

Man sah die Gräfin in ihrer schwarzen Sammtrobe am Tisch des Grafen, ihres Vaters, unbekannten, schnell wechselnden Gestalten Xeres und Bordeaux kredenzen; man sah sie, im Thal, zu Pferd, mit fremden Cavalieren den Zustand des Landes und der Bevölkerung prüfen; man sah sie Briefe schreiben und empfangen, ohne daß man wußte woher und wohin. Der Graf, vom Alter schwer gebeugt, sah stumm und ahnungslos diesem geheimnißvollen Treiben zu. Sie hatte Geheimnisse, Pläne, die er nicht kannte, nach denen er hätte forschen müssen; aber er war ein Kind in ihrer Hand geworden, und fühlte es. Jacques, der sie viel begleitete, ohne immer ihre Zwecke zu erfahren, kam stets mit tieferer Ehrfurcht für die Base heim. Er sah sie bei den Hungernden und Sterbenden; er sah sie an bigotte Priester und ungerechte Richter Geld und Beredsamkeit verschwenden; er fühlte, daß ihre verdüsterte Seele rang, durch gute Werke sich Licht zu schaffen; er nannte sie die barmherzige Schwester der Welt.

So standen die Sachen in Gaugain, als eines Tages die unerwartete Nachricht eintraf, der König begebe sich mit seinem Hofe nach Toulouse, um der Unordnung in den südlichen Provinzen zu steuern.

Zugleich mit dieser Kunde kam ein Schreiben der

Präfektur von Toulouse, des Inhalts, daß die seit drei Jahren auf Schloß Gaugain gefangene Hugenottin mit einer Eskorte zu Pferd, unter Anführung des Ueberbringers, von Gaugain nach Toulouse zu schaffen sei.

Cordelia war zugegen als das Schreiben dem Abgesandten der Präfektur abgenommen ward. Sie nahm es, und erklärte gelassen, daß das Mädchen schuldlos sei, daß sie sie nicht ausliefern würde, und daß der Magistrat von Toulouse kommen möchte, sie zu holen.

Der Abgesandte warf einen Blick durch's Fenster auf die riesenhaften Befestigungswerke von Gaugain, und wollte anfangen Vernunft zu reden.

„Ich höre, daß der König nach Toulouse kommt! Gaugain steht nicht unter der Gerichtsbarkeit Ihres Parlaments; ich werde meine Rechte vor dem Könige behaupten!" antwortete Cordelia unerschütterlich.

Der Graf, der als ehemaliger Intendant des Languedoc genaue Kenntniß der Gerechtsame des Landes besaß, wußte, daß seine Tochter Recht hatte. Gaugain war privilegirt; seine Besitzer waren Pairs, und nur dem Parlamente von Paris unter dem Vorsitz des Königs verantwortlich; ohne direkten Cabinetsbefehl durfte kein Gericht hier einschreiten.

Mit einiger Ungeduld wies Cordelia die Vorwürfe des Grafen zurück, daß sie ihn zum Empörer mache. Sie antwortete, daß sie kein Gesetz verletzt, daß sie im Gegentheil die Obrigkeit verhindert habe, eines zu verletzen. Jacques sagte nichts; sie war zu prächtig in ihrem königlichen Trotz, als daß er Ohren für die Klagen des Grafen behalten hätte. Er folgte ihr auf ihr Zimmer; sie wies ihn nicht zurück; sie nahm im Gegentheil seine Hand und sagte:

„Meines Vaters Kummer greift mir an's Herz; er wird alt, er sehnt sich nach Ruhe; mich aber treibt ein Verhängniß, dem ich nicht widerstehen kann. Ich nehme Euch zum Zeugen, Vetter von Lagieres, daß mein Vater an Allem, was ich thue, unschuldig ist."

„Schöne und bewunderte Base Cordelia!" rief Jacques; „ich werde thun, was Ihr befehlt. Ich hasse dies Regiment wie Ihr; als letzter Sproß eines uralten Adels, der nicht zum Kammerjunkerthum herabzuwürdigen war, will ich lieber als braver Abenteurer, wie als feiler Höfling sterben. Was aber dieses Mädchen betrifft, so werdet Ihr sie nicht retten können; man wird sie Euch durch Kabinetsbefehl entreißen und es sehr übel vermerken, daß Ihr die Gesetze des Languedoc so gut auswendig wißt."

„Ich will sie retten!" rief Cordelia hartnäckig; „Ihr seid kein Frömmler und Jansenist; man kann Euch die Wahrheit sagen. Der Cardinal Mazarin will durch ein Beispiel unerhörter Gewaltthätigkeit die Hugenotten schrecken; es ist die Sache jedes Menschen, die Erhaltung der Toleranzedikte zu unterstützen. Sahet Ihr die Catharina zuweilen während meiner Abwesenheit?"

„Nie!" erwiderte Jacques — „um aufrichtig zu sein, Base — ich frage nicht viel nach der Gesellschaft von Ketzern; nicht jeder ist so stark wie Ihr."

„Ihr werdet diese Stärke in meinem Dienst noch lernen müssen! es ist nicht schwer; man braucht nur menschliches Gefühl dazu!" Sie reichte Jacques die Hand. Indem sie sie wieder zurückzog, blieb ihr Auge an einem schmalen Goldreif haften, den sie am Finger trug. Sie stutzte, zog ihn ab und ließ ihn fallen. Jacques hob ihn auf und behielt ihn in der Hand.

„Ich weiß nicht, was ich thue!" sagte sie; „mit diesem Ringe hat die Catharina angeblich ihre wunderbaren Heilungen vollbracht. Sie gab ihn mir, als ich Gaugain verließ; ich hab' ihn Jahre lang am Finger getragen. Glaubt Ihr, daß es dem armen Kinde nützen kann, wenn ich durch meine

Erfahrung beweise, daß er keinerlei Zauberkraft besitzt?"

„Ich fürchte, daß Euer Zeugniß nicht viel helfen wird!" versetzte Jacques; „Ihr selbst (verzeiht mir!) seid ein wenig im Geruch der Zauberei. Es scheint in der That ein ganz gewöhnlicher Ring zu sein; aber was die Herren nicht glauben wollen, das glauben sie nicht; ich habe davon in meiner Kindheit Beispiele gesehen."

Er wollte Cordelien den Ring zurückgeben; da fiel sein Auge auf eine Inschrift, welche inwendig eingegraben war.

„Um aller Heiligen willen, was ist das?" rief er, indem er auf die innere Randfläche starrte, woselbst, in römischer Cursivschrift, das Wort impossibile stand.

Erstaunt blickte Cordelia ihn an; er schien sich nicht beruhigen zu können.

„Sprecht, woher hat die Hugenottin diesen Ring? laßt sie kommen! ich beschwör' Euch! — Laßt mich mit diesem Mädchen reden!" rief er aus.

„Ich werde nach ihr schicken; auch ich muß mit ihr reden!" rief Cordelia und schellte. Nach zehn Minuten schon trat Catharina in's Zimmer. Cordelia that sich Gewalt, sie anzusehen.

Es war dieselbe rührende Gestalt, blässer und

schmächtiger nur als vor drei Jahren. Die stolze Cordelia las eine Anklage in jedem Zug des Leidens auf diesem jungen Antlitz; sie senkte die Augen und über ihre Stirn zog ein dunkles Roth. Aber die Hugenottin sah es nicht. Sie flog auf sie zu, umfaßte ihre Kniee und rief: „Ich seh' Euch wieder, endlich, endlich — Ihr habt mich nicht mehr gewürdigt, mir in die Augen zu sehen!"

„Ihr irrt!" entgegnete Cordelia; „ich habe es nicht gewagt."

Das Mädchen hob die Augen voller Thränen eines enthusiastischen Entzückens auf; sie hätte eine Erklärung erbitten mögen, aber Lagieres hinderte sie daran.

Er faßte mit der Linken ihren Arm und streckte die Rechte, mit einem kleinen, glitzernden Gegenstande, zwischen sie und ihn. Ueberrascht sprang Catharina auf, starrte ihn an und erkannte ihren Ring.

„Ihr habt nichts zu befürchten, redet! ich beschwör' Euch!" rief er leidenschaftlich. „Woher habt Ihr diesen Ring?"

„Von meiner Mutter stammt er —"

„Und wer war Eure Mutter — Sprecht! Wann saht Ihr sie zuletzt? Ist sie noch unter den Lebenden?"

„Sie starb in Spanien im Gefängniß, Herr! — ich weiß nichts, nichts von ihr, nicht einmal ihren Namen. Sie war Italienerin und von großer Schönheit. Dieser Ring und die Erinnerung ihrer Gestalt und ihrer Züge ist das Einzige, was mir von ihr geblieben!"

„Und ich!" rief Jacques, indem er einen gleichen Reif vom Finger zog — „ich habe das Gegenstück! Den hier vermachte mir mein Vater Charles von Lagieres — der Eure ist der Trauring meiner Mutter."

Catharina starrte ihn an und schwieg. Plötzlich fuhr ein jäher Schmerz durch ihre Brust; sie flog auf Cordelien zu, als ob sie Schutz vor dem irdischen Bande suche, das ihr ein seltsamer, kleiner Zufall nahe rückte; Cordelia zog sie an sich, aber Catharina fühlte, daß die Bewegung ohne Liebe war. Armes verlassenes Geschöpf! Was träumte sie, was verlangte sie noch nach Liebe? — Der Einzige war verloren — wahnsinnig — todt vielleicht! Ihr Auge wanderte längs den Wänden des Gemaches hin; da fiel ihr Auge plötzlich auf ein Magdalenenbild; sie sah es an, sie flog darauf zu! „Das ist von ihm!" rief sie mit strömenden Augen. Cordelia trat heran; Catharina deutete auf einen dunkeln Streif in einer Ecke des Gemäldes; die Gräfin beugte sich nieder

und las in eigenthümlichen verschlungenen Zügen den Namen Giovanni di Santa Cecilia. War es denkbar? Konnten sich in einer Stunde die seltsamsten Entdeckungen häufen? Ihre Blicke kreuzten sich mit denen des jungen Edelmannes. Dieses Mädchen, dieser Ring, die todte Mutter ohne Namen, und diese Spur von Giovanni, dem Beweinten, von dem man schon gesagt, daß auch er ein Lagieres sei — — Cordelia empfand ein Frösteln.

„Ich werde erfahren, woher Baptista das Bild erhalten!" sagte sie, nachdem sie Catharinen hinausgebracht — „Was Euch betrifft, Vetter von Lagieres — so wird sich Alles binnen Kurzem aufklären. Der Vater dieses Kindes ist gefangen — der Prozeß ist nicht zu bezweifeln — — ich kenne ihren Namen! — sie heißt de Broc! das war der Name Eurer Stiefmutter Stephanie von Lagieres, bevor sie Marquise von Beauchamp ward. Jetzt danke ich dem Himmel doppelt, daß es mein Vorsatz ist, die Unglückselige zu retten! Laßt uns für's Erste einander das Wort geben, über unsere Vermuthung gegen Jedermann zu schweigen; sie könnte falsch und der Anlaß zu unerhörten Verwirrungen sein. Es werden ohnehin noch genug der Verwickelungen kommen."

„Sie meine Schwester! — gebe Gott, daß der

Wahnsinnige nicht mein Bruder sei!" rief Jacques — „kommt, kommt, Cordelia, geht zu Eurem Priester!" Er zog sie fort, hinunter in den Pfaffenflügel; vor Valmarina's Thür blieb sie stehen; nach kurzer Ueberlegung sagte sie, daß der Priester gewohnt sei, mit ihr allein zu sein und daß sie Lagieres bitte, sie oben auf der Brücke zu erwarten.

Eilftes Kapitel.

An seinem Tisch saß Valmarina vor einem Haufen von Papieren; beim Eintritt Cordelien's warf er sie durcheinander und stand auf.

Sie trat ihm gegenüber und sagte kurz und hastig: „Ihr hattet hier ein Bild der heiligen Magdalena; woher — warum hattet Ihr es, Baptist?"

„Ich fand es auf einem Ausflug im Kloster von St. Hippolyt! Ihr war't noch fern; das Bild glich Euch, Cordelia. Der Abt des Klosters verkaufte es mir auf vieles Bitten. Er sagte mir, daß der Verfertiger wahnsinnig sei und daß er im Kloster von St. Hippolyt verpflegt werde."

„Das Bild, entgegnete Cordelia, „ist, wie das Monogramm verräth, von Niemand anders gemalt, als von dem jungen Giovanni, dessen Ihr Euch erinnert. Ihr werdet viel erfahren. Macht Euch bereit, mich zu begleiten; ich reite heut Nachmittag

nach St. Hippolyt, um über das Schicksal des Unglücklichen Genaueres zu erfahren."

Es war etwas Vernichtendes in dem schonungslosen Gleichmuth, mit dem sie sich der Gesellschaft eines Mannes hingab, den sie von einer so ungeheuren Leidenschaft für sich befangen wußte.

Sie wollte gehen, als sie plötzlich anhielt — „Ihr wißt doch, daß der König herkommt?" fragte sie.

„Nein!" rief der Priester überrascht.

„Nicht, daß er nach Toulouse kommt, um vielleicht das Edikt von Nantes in diesen Provinzen aufzuheben — —?"

„Wäre es möglich — schon?" murmelte der Jesuit.

Sein Ton überraschte die Gräfin. Sie trat zum Tisch, zog die Papiere hervor und ging sie, mit einem Laut der Ueberraschung, Blatt für Blatt, mit der Sicherheit einer fast staatsmännischen Routine durch. Sie waren von der Hand eines spanischen Jesuiten und enthielten die alten Pläne zur Unterstützung der Hugenotten im Süden von Frankreich, nebst dem Hinweis auf lange Correspondenzen, die von Madrid aus diese Entwürfe durch die Vermittlung französischer Ordensbrüder im Lande verbreitet hatten. Valmarina war einer der letzten, an den sich die spanische Politik gewagt.

Er trat Cordelien nicht entgegen, er hätte nicht den Muth gefunden. Halb wie im Fieber sah er ihr zu; sie las rasch und energisch, und doch zu langsam für seine Ungeduld.

„Cordelia!“ sagte er, als sie das letzte Blatt niedergeworfen und in heißem Gedankensturm die Hände über Stirn und Augen faltete — „Cordelia, sagt mir, beichtet mir, habt Ihr jemals an einen Uebertritt zum Protestantismus gedacht?“

Indem er so sprach, zitterte er; es war einer jener Gedanken, wie Menschen sie zuweilen lange fassen, ohne sie aussprechen zu können, und vor denen sie erschrecken, wie vor einem Gespenst, wenn sie über ihre Lippen fahren.

„Und Ihr,“ entgegnete Cordelia, indem sie ihn mit Flammenblicken maß — „habt Ihr jemals daran gedacht, dem jesuitengeliebten Spanien durch Unterstützung der Hugenotten in Frankreich zu dienen?“

„Man sandte mir diese Papiere!“ antwortete der Priester, das bleiche Gesicht in Purpur getaucht. „Der Mensch, in der Hand seiner Vorgesetzten, sei wie ein Leichnam. Ich habe daran gedacht.“

„Nun wohl!“ rief sie mit hocherhobenem Haupte — „wenn Du so denken kannst, Baptista, sei wie

ein Leichnam! Aber sei es in meiner Hand! Ich will, was diese Jesuiten wollen. Aus andern Gründen — gleichviel! — Aber ich will dasselbe! Erkenne nun, Fanatiker, an welchen Abgrund Dich der blinde Eifer führt! Glaubst Du dem Katholizismus dienen zu können, wenn Du für die Hugenotten handelst? Welche Sophisterei trägt Deinen lahmen Gedanken über diese Tiefe hinweg? Was ist Dein Orden, daß er es wagt, denkende Geschöpfe zur Vernunftlosigkeit zu verdammen? O willkommen neue Religion, die ein Schritt vorwärts ist auf der Bahn der Vernunft! Du hoffst, daß Spanien der Mutterkirche danken wird, was ihre Söhne Treuloses gegen ihren Glauben verübt? Thor, der nicht sieht, daß Spanien keine Zukunft hat! Handle, handle im Sinne kurzsichtiger Jesuiten! Gott wird dem verblendeten Werkzeug gnädig sein; denn der Katholizismus hat seinen Tag gehabt; er ist vorüber und muß fallen."

„Und wer ist daran Schuld?" fuhr sie im Angesichte des erstarrten Priesters fort — „wer, wer anders als Ihr? Er hätte fortgelebt; Ihr habt ihn aus der Welt verscheucht, Ihr, seine Diener, durch Eure Inquisitionen, Eure Bedrückungen, Eure erlogenen Glaubensrasereien! Vielleicht glaubst Du mir

nicht! So frage Deine älteren und weniger schwärmerischen Ordensbrüder! Eure Formen, Eure Prozessionen, Eure Messen sind nicht der Katholizismus! Was denkt auf dieser Welt, ist darüber hinausgewachsen, und schon dämmert das Zeitalter herauf, das der von Euch unterdrückten Vernunft Altäre bauen wird! Die Welt hat sich verändert! Die religiösen Schulen mit ihren Predigten und spekulativen Doktrinen haben sich in kriegerische Parteien verwandelt, die um die handgreifliche Herrschaft der Erde streiten; in den Köpfen der Mönche und Priester ruht noch der aufgespeicherte Schatz der reinen Theorie, aber die Politik hat sich der Thatsachen bemächtigt; — die Glaubensbekenntnisse der Nationen sind zu territorialen Fragen — das öffentliche Recht ist aus einem Streitsatz der Hochschulen zu einem europäischen Grundgesetz geworden; der Protestantismus hat sich in Kriegen und Friedensbeschlüssen, in politischen Kämpfen um das materielle Recht bewiesen; umsonst kämpfen Eure Doktrinen gegen ihn; der Geist der Welt hat sie überlebt; eine theologische Frage hält nicht mehr Stich gegen die Prinzipien der Herrschaft, welche sich in den Völkern zu regen beginnen! Wenn also Eure Orden den Protestantismus stützen, so thun sie's gegen sich selbst! Armselige Berechnungen

sind's, die von jeher dem Glaubenseifer Eures Spaniens vorgestanden haben! Aber es geschah, weil die Vernunft der Welt es so gewollt! Die Frucht Eurer Inquisitionsgerichte und Autodafé's war die Freiheit der Niederlande; die endliche Frucht der fortgesetzten religiösen und politischen Bedrückungen wird die Befreiung Europa's aus den Banden der Despotie und des Priesterthums sein. Wer weise ist, lasse der Welt ihren Lauf; wer edel ist, setze sein Leben für das ein, was kommen muß! — — Ich sage Dir das, Baptista, weil ich mein Herz daran gehängt hab', Dich als Menschen ehren zu wollen, und Deine Eigenschaft als Priester zu vergessen, bis Du sie selbst vergessen haben wirst."

„Versuchung! — Versuchung!" schrie der Priester auf. „Ich weiß, daß Du Verbindungen mit allen diesen Aufrührern hast; mein Orden unterstützt sie, aber nicht in Deinem Sinne!"

„Und Du glaubst, Mensch, daß ich wie Du, sehenden Auges in eine Falle renne?" rief Cordelia. „Höre mich an! — sei ruhig! — setz' Dich nieder. Es giebt viele Menschen von physischem Muth, aber wenige, die nicht vor Ideen zittern. Die wahren Schüler des Machiavelli sind selten, Baptist. In Deinem Orden giebt es ihrer Einige. Nur diese

Wenigen sind's, die nicht die Mittel zu Zwecken scheuen. Die Anderen sind Werkzeuge. Was bist Du? Ein Werkzeug niedrigster Art, ein Spion für mich, die ich, als Herrin dieses Schlosses, ein Gegenstand vielseitiger Berechnung bin. Laß mich kurz sein. — Der Plan einer Republik der Hugenotten existirt seit funfzig Jahren. Er scheiterte an Richelieu. Ein Mann nahm ihn von Neuem auf, ein Hugenott, der, wie verderbt auch sonst, einer jener harten, furchtlosen Geister, einer jener inspirirten Werkzeuge war, durch welche die Vernunft der Welt sich ihren Ausdruck erzwingt. Dieser Mann fiel durch einen blödsinnigen Zufall in die Hände Mazarin's; sein Kind — ein anderes Werkzeug unglücklicherer Art, gerieth hierher; die Pläne dieses Mannes blieben ein Geheimniß; noch heut' weiß Niemand den Umfang dessen, was er entworfen und gewollt. Indessen blieb sein Gefängniß in den Zeiten der Anarchie umgeben von den Spionen Deines Ordens, umgeben von den Anführern seiner Glaubensgenossen, welche mit ihm zugleich nicht seine Entwürfe verlieren wollten; aber der seltsame Ehrgeiz dieses finstern Menschen war unzugänglich jeder Bestechung, sich selber zu verrathen, bis man ihm eines Tages von mir, von Deiner Feundin sprach —"

„Cordelia —!“

„Von mir, Baptist. Man wies ihm einen Brief von meiner Hand. Ich frage nun: Soll sich mein Geist zu rein für ein großes Unternehmen erklären, weil nicht alle Achsen und Räder desselben glänzen wie der feuergeläuterte Stahl! — Wenn ich diesen Entwurf aufnehme, Baptista — noch hab' ich's nicht gethan!! — wenn ich es thu', so werde ich ihn adeln. Prüfe Dich nun. Ich habe Dir gesagt, um was es sich handelt. — In dem Drama, das sich vorbereitet, hast Du eine Rolle; ich sage Dir noch nicht, welche; aber ich schäme mich, Dich in der Unwissenheit zu lassen, durch die Dein Orden Dich in eine Sache hineintäuscht, die er, aus Irrthum nur, mittelbar dem Katholizismus dienstbar glaubt. Handle für mich und die Protestanten, wenn Du den Protestanten dienen willst. Wo nicht, so trenne Dich von mir und bleibe Priester; aber sei es dann ganz, Baptista, und verrathe mich.“

Sie wandte sich bei diesen Worten weg — sie selbst, ohne es zu wissen, Fanatikerin der Vernunft, wie er Fanatiker des blinden Glaubens war, er eilte ihr nach, ergriff ihre Hand und küßte sie; er warf sich vor ihr nieder und umfaßte ihren kerzenschlanken Leib — „Ich kann vergessen, daß ich Prie-

ster bin —" murmelte er hingerissen, aber sie hörte ihn nicht und seine Sehnsucht brach vor dieser stolzen Unschuld oder vor dieser stolzen Verachtung alles dessen, was an Schuld erinnert, zusammen; die Flammen schlugen nach innen zurück und er fühlte die Stunde heranziehen, wo der verzehrte Vulkan in rauchenden Schutt zusammenfallen und Alles bis zum letzten seiner Entschlüsse ein Spielball sein würde in den Händen dieser Frau.

Zwölftes Kapitel.

Indessen kam der König in Toulouse an, und sein Einzug war etwas Merkwürdiges in den Annalen dieser getreuen und sehr katholischen Stadt. Nicht, daß die krummen und engen Straßen mit Teppichen und Laubgewinden prangten — nicht, daß die einbrechende Nacht bis zur kleinsten Dachstube hinauf sämmtliche Fenster erleuchtet sah — nicht, daß der Triumphbogen der prächtigen Garonnebrücke mit einem Standbilde des jungen Königs geziert und auf den Abend der Ankunft ein pomphaftes Gastmahl in den glänzenden Räumen des Stadthauses bereitet war — — aber daß die Kirchen sich mit so viel Koketterie geschmückt — daß St. Saturnin seinen Reliquienschatz den Blicken der Profanen geöffnet — daß die Kapuzinerkirche ihre berühmte Krypta zum Behuf einer Nachtmesse erleuchtet — daß die Dominikaner sogar den uralten Sarkophag Thomas

von Aquino's von Staub gereinigt und zur Feier des für den zweiten Tag der königlichen Anwesenheit angesetzten Tedeum's mit Kerzen umstellt hatten — daß endlich die ganze Geistlichkeit in bischöflichem Prunk mit der Fahne des heiligen Ludwig an der Spitze des Magistrats und der Herren vom Parlament dem Könige in Prozession entgegen zog — das war ein Zeichen der Zeit und der überaus kirchliche Anstrich dieser fast übertriebenen Feierlichkeit gab den Hugenotten des Landes zu denken.

Der König hatte seinerseits nichts unterlassen, dem wichtigen Zweck seiner Reise durch Entfaltung allen möglichen Glanzes Ehre zu machen. Ihn begleitete der Cardinal Mazarin mit seinem Hofstaat, mehrere Prinzen und Gesandte, drei Marschälle, fast das ganze Kapitel der Ritter vom heiligen Geistorden, der Kanzler und die Räthe, endlich eine zahlreiche Garde von Edelleuten aus den besten Familien des Landes, Herolde, Musikanten und selbst eine Schauspielertruppe, durch welche er der guten Stadt Toulouse für ihre geistlichen Festaufzüge eine etwas weltlichere Revanche geben wollte. Bei dem Tedeum in der Dominikanerkirche hatte all' dieser Reichthum von Umgebung im hellsten Lichte geglänzt, und unter seinem Thronhimmel von violettem Sammt, in seiner

ceremoniösen Andacht, war der junge König mit seinem bleichen und gravitätischen Gesicht den geistlichen Herrn wie eine Vision von wunderbarer Macht und Schönheit vorgekommen. Es war ihnen zum Glück entgangen, daß dieser neue Hort des katholischen Glaubens mit den Einzelnheiten des Ritus unbekannt schien, und daß es leiser Erinnerungen des neben ihm unter einem scharlachrothen Thronhimmel sitzenden Cardinals Mazarin bedurfte, um ihn vor Verstößen zu bewahren.

Am Nachmittage gab der Erzbischof in dem großen Saal seines Palastes ein Bankett; der König wohnte demselben eine Stunde lang bei, und begab sich dann in die im erzbischöflichen Palast für ihn hergerichteten Zimmer. Nachdem er seine Staatsgewänder mit einem leichten, goldgestickten Wamms vertauscht, verabschiedete er sein Gefolge, und lehnte aus dem Fenster, unter welchem sein Rechnenmeister der Sitte gemäß, unter der Aufsicht des Ceremonienmeisters, Geld unter das Volk warf. Der König blickte auf dem Platz umher; er seufzte tief; ihm war, als sähe er unter jedem Blumengewinde über den Hausthüren und Fenstern die Priesterhände und Mönchstonsuren, denen er seinen Empfang im Languedoc verdankte. Das Volk hatte ihn nicht bereitet, viel weniger er-

funden; es war ein hungerndes, aufgeregtes Volk, das sich gierig auf die umhergeworfene Münze stürzte, ohne sein „Vive le roi!“ zu rufen. Wer hat Dankbarkeit für das, was er zu fordern berechtigt ist?

Es war nicht mehr früh, als Mazarin sich melden ließ. Der König jagte einen Schatten von der Stirn und ging ihm entgegen.

„Ich komme mit Grüßen und Glückwünschen beladen!“ sagte der Cardinal. „Nie ward eine Stadt durch den Anblick ihres Herrn und Herrschers so sehr beglückt.“

„Ich will mich freuen, wenn ich es sehe!“ sagte der König und strich mit der Hand über das Haar — „Nehmen Sie Platz, Herr Cardinal. Sie haben Sich heute aufgeopfert; Sie müssen ermüdet sein.“ — Dabei rollte er einen Sessel heran. Mazarin machte eine Bewegung es zu verhindern. Der König erstickte einen Seufzer und lächelte — — — seltsamer Wechsel! Vor einem Jahre hätte ihn keine Gewalt der Erde zu diesem Lächeln vermocht. Jetzt war es anders. Jede Uneinigkeit schien verschwunden. Der König und sein Minister überboten sich in Liebenswürdigkeiten.

„Ich hoffe,“ sagte Mazarin, „daß die Luft des

Südens die Gesundheit Ew. Majestät befestigen wird. Sie waren in den letzten Monaten leidend."

Der König zuckte mit den Wimpern. Die Krankheit, die an seinem Innern zehrte, kannte der Cardinal. Seit jenem Tag, wo Mazarin von ihm gefordert, ihn regieren zu lassen, und er, mit dem Ungeschick seiner von Leidenschaft zerrissenen Jugend, Alles verrathen hatte, was dem Minister Vortheil über ihn versprach — seit jenem Tage war er in eine Art von Melancholie versunken, die Mazarin nur zuweilen durch Anspielungen auf die Hugenotten und die Reise in's Languedoc zu zerstreuen vermochte.

„Der Arzt Ew. Majestät" — fuhr Mazarin fort, „fürchtet, daß die Anstrengungen des morgenden lit de justice zu groß für Ew. Majestät sein werden."

„Er ist sehr ängstlich; ich habe schon gelernt, meinem Kanzler oder meinen Ministern zuzuhören; es wird mir nicht mehr so schwer wie Anfangs!" antwortete der König mit verhülltem Spott.

Der Cardinal wollte sich auf diesem Terrain nicht weiter wagen. Er lenkte ab.

„Das morgende lit de justice, Sire," sagte er — „kann Ihnen den Beinamen des Katholischen eintragen."

„Ich fürchte,“ entgegnete der König mit seinem herben Ton, „daß diese Hugenotten hier im Süden wirklich zu einer großen Macht herangewachsen sind; was diese Priester von Toulouse thun, um es zu verbergen, täuscht mich nicht.“

„Ew. Majestät haben ganz Recht!“ versetzte Mazarin. „Und wenn Sie morgen Ihren Willen kund thun, die Empörungen und Uebertretungen dieser Sekte nicht mehr zu dulden, und ihren Gottesdienst, den Aerger aller Rechtgläubigen, zu beschränken, so müssen Sie darauf gefaßt sein, Sire, Ihr Wort mit aller Strenge der Inquisition zu unterstützen. Doch dieser Süden bietet Ihnen Mittel. Das Parlament von Toulouse ist fast bigott — das geistliche Tribunal ist so, wie man es wünschen kann, und der Sitz für eine geheime Inquisition wäre auch gefunden — das Schloß von la Chapelle Gangain!“

Der König machte eine Bewegung, sagte aber nichts; der Cardinal sah ihn von der Seite an und lächelte. „Es ist sehr artig, daß die Gräfin Lurique dem Abgesandten des Parlaments die Auslieferung der Gefangenen auf Grund einer Formverletzung verweigert hat, die wir allerdings anerkennen müssen. Das beleidigte Parlament hat nicht übel Lust, statt auf den verlangten Cabinetsbefehl an-

zutragen, die Gräfin Lurique selbst als Hugenottin zu verketzern."

„Ich verbiete es!" rief der König hastig — „ich verbiete es nun und durchaus, Herr Cardinal! Die Gräfin ist in ihrem Recht, der Cabinetsbefehl soll ausgefertigt werden!"

„Sehr wohl!" entgegnete der Cardinal; „man wird nicht ermangeln, der Parteilichkeit Ew. Majestät romantischere Gründe, als die der bloßen Gerechtigkeit unterzulegen; aber das schadet nichts. Was Ew. Majestät indessen aus diesem Vorfall Wichtiges ersehen, ist die Unbequemlichkeit, in Ihrem Lande solche privilegirte Adelssitze zu haben, wie Gaugain. Ich habe schon lange daran gedacht, dem Grafen Lurique einen Lehnstausch vorzuschlagen, wie Richelieu gethan!" fuhr der Minister fort; „vielleicht giebt er sich ohne Widerrede darein; einige Leute sind so gut! — Ich möchte ihn deshalb sondiren, und, da der Widerstand der Gräfin uns hier so wie so Aufenthalt verursacht, selbst mit dem Cabinetsbefehl hinüber nach Gaugain."

„Ich wünschte fast, Sie zu begleiten!" rief der König hastig; „dies Schloß Gaugain, dem solche Wichtigkeit beigemessen wird —"

„Nein, Sire, ich widerrath es!" unterbrach der Cardinal; „sollte nicht der Wunsch, die Gräfin Lu-

rique wiederzusehen — (verzeihen Sie mir, Sire!) — ihr eben so klar sein wie Ihrem ergebensten Diener? Und glauben Sie, daß das stolze Bewußtsein, Sie dort, auf diesem unbezwinglichen Felsennest, in ihrer Gewalt zu haben, diese Dame veranlassen wird, ihren Vater für meine Absichten günstig zu stimmen? Sie haben sie beleidigt! Sie sind zu leidenschaftlich, Sire. Eine so stolze und kalte Person mußten Sie bei ihrem Ehrgeiz fassen. Wenn Sie mich jetzt begleiten, mich, der ich diesen Ehrgeiz unschädlich zu machen gesonnen bin, so sieht sie Sie nicht an, und wenn Sie bereit sind, gegen einen ihrer Blicke Krone und Leben zu verschleudern!"

„Ich sah ihr in die Augen! — sie sind nicht immer kalt!" murmelte der König.

„Gewiß nicht! aber Sie haben es falsch angefangen, Sire! Glauben Sie mir, ich mein' es immer gut, sogar mit Ihrer Liebe."

Der König stieß einen Seufzer des Unmuths aus. Er gab dem Cardinal im Stillen Recht, glaubte aber nicht, daß seine Argumente einzig aus Zärtlichkeit für seine Herzensinteressen entsprangen. Indessen war er stolz; und gestehen mußte er, daß es eines Königs von Frankreich nicht würdig sei, sich einer Frau, die seine Anbetung verschmäht,

wie ein gewöhnlicher Sterblicher in die Hände zu geben.

Der König konnte so denken, denn er war noch nicht hoffnungslos! Der Cardinal hatte von dem Ehrgeiz der Gräfin Lurique gesprochen. Sie war also ehrgeizig! — sie hatte also eine Leidenschaft!!

Und diese Leidenschaft war vielleicht zu seinen Gunsten auszubeuten; er war König und konnte sie befriedigen!!

Das war der kindische und zugleich so häßliche Gedanke, der, als der König am nächsten Tag in's Parlament fuhr, eine leichte Röthe auf seine Wangen hauchte. Er war die Quelle einer Regung von Selbstgefühl, als er, unter seinem lilienbesäeten Thronhimmel von violettem Sammt, zu seiner Rechten den Cardinal Mazarin mit den Pairs der Kirche, zu seiner Linken die glänzenden Reihen der Prinzen, Herzöge und Marschälle, den Vorstand der Stadt, mit seinen weißsammtenen Stäben vor sich knieen, und im Namen der Bürger, und der das Parquet erfüllenden Herren vom Parlamente um Gerechtigkeit bitten sah.

Er war Linderung für den Stich des Gewissens, den er fühlte, als der Kanzler seinen königlichen Willen bekundete, seine katholischen Unterthanen

ferner nicht durch den Trotz und die Uebergriffe der schon allzubegünstigten Sekte der sogenannten Reformirten beeinträchtigen zu lassen.

Er machte ihn leutselig und liebenswürdig, als er nach beendeter Feierlichkeit den, mit dem Corps an ihm vorbeidefilirenden Parlamentspräsidenten anredete, um ihm zu sagen, daß er gewisse Prozesse der Hugenotten während seiner Anwesenheit durch ihn und die Herren seiner Compagnie zu erledigen gedenke; daß er indessen nicht wünsche, die Namen einiger Personen, die er achte, z. B. den des Grafen Lurique, voreilig darein zu verwickeln, daß auch des Protestes der Gräfin Cordelia gegen die Uebersiedelung der gefangenen Catharina de Broc keine Erwähnung geschehen solle.

Er machte endlich, daß der König lächelte, als der Schwätzer Villeroy ihm unter einem Regen von Bonmots über das witzige Parlament erzählte, daß der Präsident den Wunsch Sr. Majestät gewissenhaft veröffentlicht habe, und ganz Toulouse bereit sei, die bedenkliche Liebe des jungen, hugenottenfeindlichen Monarchen zu der Gräfin Cordelia von Gaugain zu beschwören.

„Sie könnten mitgehen nach Gaugain!“ sagte er, nachdem der Ex-Gouverneur seinen beredten Erguß

beendet; „der Cardinal denkt nur an Politik, und es würde mir Vergnügen machen, etwas von der Person der Gräfin Lurique zu erfahren."

Der Cardinal hatte nichts dagegen; von allen Spionen, die der König bestellen konnte, war Villeroy ihm der ungefährlichste. Ja, er war froh darüber, weil Villeroy's harmlose und dabei scharfe Beobachtung ihm beistehen würde, Cordelien den richtigen Platz in seinen Berechnungen anzuweisen — ein Platz, über den er mit sich selbst nichts weniger als im Reinen war.

Dreizehntes Kapitel.

Cordelia kehrte von ihrer Expedition nach Sankt Hippolyt zurück, als sie bereits in einem Dorfe, eine Viertelstunde von Gaugain, erfuhr, daß der Cardinal Mazarin sich im Schlosse befinde. Erregt durch diese Nachricht, spornte sie ihr Pferd. Im Schloßhof, am Brückenthor, erwartete sie Jacques, der ihr absteigen half und sie die Treppe hinauf geleitete.

„Der Cardinal ist hier!" rief er; „er hat nach Euch gefragt; er erhob Euch in die Wolken, als er hörte, weßhalb Ihr ausgeritten. Er hat sich eifrig bemüht, mit mir seinen Frieden zu machen, und mir gesagt, daß er, meines Wunsches eingedenk, wiederholt wegen des Wahnsinnigen nach Italien geschrieben habe."

„Der arme Giovanni!" rief Cordelia. „Er ist seit einem Jahre in Sankt Hippolyt; er ist vollkommen wahnsinnig, und der Arzt, der ihn verpflegt, be-

hauptet, daß nur durch geschickt geleiteten Umgang mit dem Gegenstande seiner fixen Ideen — also mit Catharinen! — eine Möglichkeit zu seiner Rettung sei. Valmarina ist bei ihm geblieben; denn für den Augenblick ist er zu krank, als daß er eine Reise ertragen könnte. Nun, welche Nachricht hat der Cardinal Mazarin über ihn?"

„Der Knabe," — so schreibt der Prior von Santa Cecilia — „der Knabe hat ein Miniaturgemälde seiner Mutter gehabt, welches leider abhanden gekommen, welches er indessen entweder in der Zelle des jungen Künstlers, oder in den Händen eines seiner Studiengenossen, welche oftmals das schöne Bild zum Behuf von Copieen verlangt haben, wiederzufinden hofft. Er fügt hinzu, daß er den jungen Giovanni erst seit seinem zwölften Jahre kenne, in welchem Alter er ihn, in einem Zustande von Geistesabwesenheit, vor der Thür seines Klosters gefunden; daß das seltsame Kind nie eine Auskunft über sein früheres Leben zu geben gewußt, und, seit er ihn kenne, häufige Anfälle von Irrsinn gehabt habe."

„Und Mazarin ist hier! — vielleicht um Catharinen mitzunehmen! — ich sehe Alles!" murmelte Cordelia. „Der König in Toulouse — der Prozeß begonnen — auch der gefangene Vater, er, de Broc,

muß nach Toulouse gebracht werden!!!" — Sie preßte die Hand einen Augenblick in tiefen Gedanken an ihre Stirn. „Kommt er vielleicht — auch noch um meinetwillen?" sagte eine Stimme in ihr — „ein Spielwerk zuzustutzen für seines Königs unbeschäftigten Geist — eine Berechnung, die ich vielleicht" — — Sie unterbrach sich. „Macht, Macht!" murmelte sie; „ich wollte die Gebrechen der Menschheit kennen, und vergaß, daß man Macht haben müsse, um sie zu heilen, wenn man nicht darüber verzweifeln will!" — Sie machte sich los von Jacques und eilte in ihr Zimmer. — — „Macht — Macht!" wiederholte sie — „die Welt hat Frauen aus dem Staube auf den Thron steigen sehen, und ich bin königlich geboren!!" Sie faßte einen Sessel, setzte sich, und blieb mit gefalteten Händen, auf ihre Kniee starrend, eine Weile sitzen. — „Ich kann nicht!!" rief sie plötzlich aufspringend — „ich kann nicht beherrschen — ich kann nur vernichten was ich hasse!" — und sie richtete ihre gerade Gestalt auf und ging zu ihrem Vater und seinen Gästen hinab.

Am Abend, als Cordelia in ihren Mantel gehüllt allein auf der Terrasse wandelte, sah sie den Cardinal aus dem Zimmer ihres Vaters kommen, woselbst er mehrere Stunden lang mit ihm eingeschlossen gewe-

sen. Sie hatte ihn sprechen wollen und wich ihm nicht aus.

„Gräfin!“ sagte er, indem er respektsvoll die Spitzen ihrer Finger berührte — „ich habe das ehrenvolle Amt, den König bei Ihnen erstens wegen der Formenverletzung, dessen das Parlament von Toulouse sich rücksichtlich Ihrer Gefangenen schuldig gemacht, sodann aber wegen einer früheren, mehr persönlichen Beleidigung zu entschuldigen, wenn es anders für eine Dame Beleidigung ist, den größesten König der Christenheit in Liebe für sich entbrannt zu sehen. Er ist noch jung, noch ohne Menschenkenntniß — er hat so oft gehört, daß Frauen selten den Verlockungen der Liebe und des Ehrgeizes widerstehen —“

„Ehrgeiz!“ wiederholte Cordelia — „nein, Herr Cardinal! — Schlagen Sie meine Tugend nicht so hoch an; ich habe königliche Buhlerinnen gekannt und weiß, wie viel der Ehrgeiz mit ihrem Schicksal gemein hatte. Ich weiß auch, daß ich eine Bitte an den König that, in dem Augenblick, wo er um mich warb, und daß er nicht darauf hörte, — vielleicht, weil er es nicht durfte. Denn ich glaube, daß der König sehr unfrei ist — sogar in seinen Empfindungen — bin auch nicht sicher, ob diese reuevollen Ab-

bitten — in ihrem Mund, Herr Cardinal, nicht sehr verschiedener Auslegungen fähig sind. Vielleicht wünschten Sie nur, mich zu ergründen! — Versuchen Sie es; es wird vergeblich sein!" — Sie sah bei diesen Worten mit einem schnellen Blick zu Mazarin auf; sie begegnete einem Ausdruck, der alle ihre Vermuthungen bestätigte, und ein tiefes Erröthen vor der menschlichen Schlechtigkeit zog über ihre weiße Stirn.

Der Cardinal war einigermaßen verlegen. So viel begann ihm klar zu werden: sie hatte Lust mit ihm zu kämpfen, und sie konnte es in ihrer Stellung, mit dem Einfluß, den sie, sobald sie wollte, über den König zu gewinnen im Stande war. Er sah, daß sie nur nützlich werden konnte, wenn man den König tief hineinstürzte in seine schon so tiefe Leidenschaft, und ihn, ohne ihn einem direkten Einfluß ihrerseits auszusetzen, in hoffnungslosen Gluten entnervte.

„Sie haben den König um Gnade für die Hugenottin gebeten!" sagte er endlich mit seinem sanftesten Ton; „enden wir die Zweifel ihretwillen; sie mag persönlich so unschuldig sein, wie sie wolle, Gräfin; gleichviel; sie hat einen Skandal in der Christenheit gegeben; man darf dergleichen nicht ungerügt hingehen lassen. Uebrigens befürchten Sie

nichts. Wenn sie nichts als das blinde Werkzeug ihres Vaters und nicht betheiligt war an seinen tieferen Plänen, so wird sie mit leichter Strafe davon kommen; es ist im Voraus Befehl gegeben, sie zu schonen. Ich gehe morgen nach Toulouse zurück; ich nehme das Mädchen mit; den Vater, der bis jetzt in Poitiers gefangen war, erwarte ich übermorgen. Die Sache wird bald zu Ende sein."

„So habe ich denn," entgegnete Cordelia, „nur eine Bitte an Ew. Eminenz. Ich möchte dieses Mädchen nach Toulouse begleiten."

Mazarin war überrascht. Von allen Zufällen der Welt konnte kein einziger mehr in seine Pläne passen. Cordelia trennte sich und ihren Einfluß von dem Grafen; sie trennte sich von ihrem Schloß, diesem mächtigen Hebel für die Bedeutung ihrer Persönlichkeit; sie wagte sich schutzlos in die Nähe eines liebentflammten Königs, gezwungen, ihm, dem Cardinal, dem Einzigen, der, so lange es ihm gefiel, zwischen ihr und der Leidenschaft Ludwig's XIV. stand, ihre Sicherheit zu verdanken! Er verstand den Wahnsinn nicht, der sie, um eines fremden, gleichgültigen Geschöpfes willen, all' ihre glänzenden Vortheile aufzugeben bewog.

„Doch wird der Graf Ihnen gestatten, Gräfin,

sich auf längere Zeit von ihm zu entfernen?" fragte der Cardinal, fast ohne seine Freude zu verbergen.

„Es ist ein Kloster vom Orden der heiligen Therese in Toulouse, in welchem ich öfters mehrere Wochen zugebracht habe!" antwortete Cordelia. „Mein Vater ist gütig gegen meine Neigungen."

„Wohl, wohl!" sagte Mazarin und rieb die Finger der Rechten mit der linken Hand.

„Aber was wird Ihr Kaplan, Herr Valmarina, sagen, wenn er zurückkehrt?" lächelte Mazarin. „Er wird mich hassen, wenn er hört, daß ich Sie abermals aus seinem Bereich entführe!"

„Ich hoffe, er weiß, daß es nicht in ihrer Macht liegt, mich wider meinen Willen zu irgend einem Schritte zu bestimmen!" sagte Cordelia stolz und ging hinweg.

Zu Catharinen ging sie. Jacques, der sie auf dem Wege traf, folgte ihr. Zagend nur und nur in Gegenwart Cordelien's, wagte er zuweilen, Catharinen zu sehen, weniger aus Liebe, als aus einem schmerzlichen Pflichtgefühl.

Das Mädchen, durch die Kunde von der Anwesenheit des Cardinals aus ihrer dumpfen Andacht aufgeschreckt, flog Cordelien entgegen. Die Gräfin

faßte sie bei der Hand und theilte ihr mit, was in Toulouse ihrer warte.

„Faßt Euch! — was ist, läßt sich nicht ändern!“ sagte sie sanft, indem sie die Sinkende aufrichtete und in die Arme nahm; „ich gehe mit Euch nach Toulouse — ich verlasse Euch nicht!“ — Sie trocknete bei diesen Worten Catharinen's feuchte Stirn und drückte sie in die Kissen eines Sofa's; dann wandte sie sich zu Jacques: „Ihr habt meinen Entschluß vernommen, Vetter von Lagieres; ich gehe wirklich nach Toulouse, bekümmert Euch nicht um Eure Schwester! Haltet Euch frei von Furcht und Gram; ich habe einen Verdacht; der Besuch Mazarin's hat mehr als einen Zweck; wir sind ihm hier im Wege, wie Euer Vater vor Zeiten dem Cardinal von Richelieu!! Euch gebe ich die Sorge für meinen Vater anheim; was auch geschehen möge, weicht nicht aus Gaugain!! es ist mein letzter Wunsch; ich verlasse mich auf Eure Manneskraft und die guten Mauern dieses Schlosses!! Sollten wir uns nicht wiedersehen,“ fügte sie nach kurzer Pause mit verschleierter Stimme hinzu, „so gedenkt meiner bei Euren Thaten; gelobt mir, nicht anders zu handeln, als in meinem Sinn!“ — „Ihr sprecht wie eine Sterbende!“ rief Jacques — „Base Cordelia, was fällt

Euch ein?" — „Der Mensch soll gefaßt auf jedes Schicksal sein!" antwortete Cordelia ruhig; „gebt mir Eure Hand, schützt meinen Vater; mir erweis't Gott vielleicht die Gnade, Eure Schwester zu retten — Ihr werdet von mir hören — lebt wohl!!" — „Und laßt ihr Euren Beichtvater und Giovanni ohne Nachricht? — Valmarina schreibt Euch diesen Brief aus St. Hippolyt; Euer Entschluß wird ihm entsetzlich sein!" — Er gab ihr ein Billet. „Er wird bei Giovanni bleiben!" sagte Cordelia, nachdem sie gelesen; „ich schreibe ihm von Toulouse aus; haltet Ihr Euch mit ihm in Verbindung, Vetter; laßt ihm einstweilen sagen, daß er meiner Winke gewärtig sei!" — Sie wandte sich weg, vielleicht um ihre eigene Bewegung zu verbergen. „Morgen in der Frühe, Catharina, werde ich Euch wiedersehen." Sie winkte, daß ihr Niemand folgen solle und ging hinaus. Im Gange begegnete ihr ein Diener; sie fragte nach ihrem Vater und erfuhr, daß er noch immer mit dem Cardinal in seinem Zimmer sei. Sie gab Befehl, ihr zu melden, wenn Se. Eminenz sich zurückgezogen haben würde und ging alsdann in ihre eigenen Gemächer zurück. Hier schloß sie ihre Thür, setzte sich an ihr Pult und begann zu schreiben. Emsig trieb sie es eine Weile fort, dann hielt sie plötzlich inne;

sie warf die Feder weg — sie betrachtete die Buchstaben vor ihr auf dem Papier — was sie geschrieben, war ihr Testament! Einen Augenblick lang ging ein kalter Schauer über ihren schönen Körper — „Warum, warum?“ rief sie und sprang auf — „was thue ich Unerhörtes, daß ich glauben müßte, es sei das Letzte —?!“ — Sie löschte die Kerzen aus, wie um sich zu verhindern, weiter zu schreiben; sie öffnete die Thür des Balkons und trat hinaus; sie stieg das eiserne Treppchen längs dem Thurm hinunter und trat auf die Brücke, unter der die Gese rauschte. Da lag das Schloß mit seinen stolzen Mauern, trotzig und dunkel, alle Gewalten herausfordernd; da lagen die Berge in mattem Silberduft — da schäumten die glitzernden Wellen über weißgewaschene Steine, da weheten die Platanen über das moosige Geklipp mit seinen flatternden Epheukränzen und Fahnen von riesigem Farrenkraut; da schimmerten von unten herauf die Lichter aus den Wohnungen armer, doch vielleicht nicht unbeglückter Menschen; die Sterne flammten, der Mond blitzte überall in hellen Silberfunken und die Nacht leuchtete und glühte in dem Duft und der Schönheit des Sommers. „Sie ist doch schön, die Welt des großen Gottes!“ murmelte Cordelia, und zwei Thränen rollten aus ihren Augen

nieder in den Staub — „Faßt mich der Zauber des Lebens an der Pforte des Todes —? Wozu, Gott?— ich empfand ihn nie, er hat nichts mit mir gemein!“ — Ueber das Gittergeländer der Brücke gebeugt, stand sie eine Weile, den weißen Wellen mit dem Auge folgend; sie sah die Glühwürmer seitwärts am Fels hinauf aus Gras und Blumenkelchen glänzen und hörte die Nachtigall ihr süßklagendes Lied erheben: „sie beweint mich mit, meine verlorene Jugendschönheit!“ dachte sie einen Augenblick lang. Dann plötzlich richtete sie sich auf. „Als ob ich etwas Anderes bejammerte,“ rief sie laut, „als daß diese wundervolle Welt, verstümmelt und verdorben, uns unglücklichen Menschen zu einem Ort der Qual und Tyrannei gemacht, und daß ich nicht gesonnen bin, schweigend aus der Welt zu gehen — geduldet zu haben, was ich nicht mußte, genossen zu haben, was ich nicht durfte, während Millionen neben mir litten!“ — Das stolze blasse Gesicht überzog sich bei diesen Worten mit Flammenglut, anzuschauen im Mondlicht wie eine Purpurrose unter silbernem Schleier. „Und wenn ich untergehe,“ murmelte sie — „gleichviel; ich will nicht, vor mir selbst entwürdigt, leben, ohne dem einen Ausdruck zu geben, an das ich einzig auf der Welt gedacht.“ — Gefaßt und still, wie sie

zu sein pflegte, ging sie dann auf der mondbeschienenen Brücke weiter. Es war hell wie am Tag; ihr Schatten wandelte neben ihr mit der Deutlichkeit eines Sonnenschattens. Auf der Mitte der Brücke, in einer Nische des Geländers, stand ein Marienbild. Im magischen Licht des Mondes erglänzte die steinerne Gestalt in ihren Ketten, Spangen und zahllosen Putzgegenständen, mit denen der fromme Aberglaube sie gezieret. Cordelia blieb vor ihr stehen und betrachtete sie, bis der Stein vor ihren Blicken durchsichtig zu werden und in die Erscheinung eines verzauberten Lebens überzugehen schien. „Wir haben mit einander gebrochen," murmelte sie, „seit meiner Kindheit, wo ich, zuerst durchschauert von der Ahnung einer ewigen Vernunft, die Leuchte des Gedankens an Dich und all' die andern Bilder Deines Gleichen brachte; — ich habe nie vor Dir gekniet, ich habe nie Dein Haupt mit Opfergaben geschmückt; ich habe nie an Deine Wunder geglaubt; wir gehören nicht zu einander." Sie wandte sich und ging hinweg. Ueber die Brücke schritt sie zum jenseitigen Ufer, am Fuß des Astrologenthurms vorbei, dann blickte sie hinüber, wo die Esche an den unerhellten Fenstern des Pfaffenflügels vorüberrauschte; dann schritt sie über den Kirchhof, auf dessen stillen Hügeln sie so lange

von dem Tode im Leben geträumt; alle die Stellen betrat sie, die ihr jemals lieb und bedeutsam gewesen, hier und da länger oder kürzer verweilend. Dann kehrte sie zurück in's Schloß. Sie hörte, daß Mazarin zur Ruhe sei; sie nahm ein Licht und schritt, von ihrem Kammerdiener gefolgt, bis zu der Thür des Grafen; hier blieb sie stehen. „Ich will nicht gemeldet sein," sagte sie und nahm den Leuchter in die linke Hand, weil ihre Rechte zitterte. Ueber ihr blasses Gesicht legte es sich wie der Schatten des Todes; trotz aller Gründe, trotz aller besseren Ueberzeugung bebte sie bei dem Gedanken an den Greis, dem sie das Herz brach und längst gebrochen hatte. „Und doch — ich muß, ich kann nicht anders!" murmelte sie und trat ein. Am Fenster saß der Graf; er wandte sich bei dem Geräusch der zufallenden Thür: — „Du bist es, Cordelia!" sagte er und stand auf, und stand ihr gegenüber und erschrack an ihr — ihre Züge waren wie von Eisen, ihr großes Auge war blicklos; das Licht zitterte in ihrer Hand. „Und Du willst mich verlassen, Cordelia!" hauchte der Greis und brach ab, als ob das Wort aus seinem eigenen Munde ihn niederschmettere. „Vater, ich muß, ich kann nicht anders!" wiederholte sie mit einem hellen Aufschrei des Schmerzes; „ich sehe

Deine schnell gebeugte Gestalt; ich lese in Deinem erloschenen Blick die Anklage gegen mich, daß ich Dein Leben beschleunige; aber ich kann nicht anders; trösten wir uns; ich folge Dir nach!" — Sie sprach abgerissen und heftig, in einem herben, schreiähnlichen Ton; der Graf entsetzte sich vor dieser Veränderung der sonst so weichen, tonlosen Stimme; er beugte das Haupt in seine Hände und schluchzte wie ein Kind. „Und was geschieht denn, um unsern unmäßigen Schmerz zu begründen —" fragte Cordelia endlich; „was weinen wir, was quälen wir uns? — ich gehe nach Toulouse, um Zeuge zu sein, wie der König die Gerechtigkeit gegen diese unglückliche Catharina handhaben wird" — „Du gehst nach Toulouse, um mit in diesen Prozeß verwickelt zu werden!" unterbrach der Graf. „Du denkst mit keinem Gedanken an dies weiße Haupt! ich bin alt, Cordelia, ich kann keine Schmerzen mehr ertragen!" — „Ich habe Alles bedacht!" rief Cordelia kurz und wild. „Ich kehre wieder, ich lasse Dich unter der Obhut Lagieres', im Schutze dieser guten Mauern." — „Diese Mauern," unterbrach der Graf düster, „sind unser Verbrechen, Kind; Du kennst ihre Geschichte, ihre Bedeutung; man fürchtet sie sogar in unsern Händen, man will sie uns nehmen; der Cardinal hat mit mir zwei

Tage lang darüber gesprochen; der König ist entschlossen, Gaugain nicht länger wie bis zu meinem Tode als Privatbesitz bestehen zu lassen. Selbst als Intendantur erscheint es Mazarin gefährlich, weil es für den Gouverneur oder Intendanten zu verlockend ist, im Einverständniß mit Spanien und einigen unserer stets rebellischen Prinzen ein unabhängiges Reich zu errichten; die Geschichte des Languedoc liefert Beispiele davon." — „Und welche Entschädigung bietet Mazarin?" — fragte Cordelia. „Du kannst sie Dir aus dem gesammten Königreich wählen." — „Ich wähle keine!" rief Cordelia mit stolzer Entschlossenheit; lassen wir es darauf ankommen, mein Vater, ob mein Wille nicht die Willkür eines Menschen brechen kann." — „Der Lauf der Willkür ist der Lauf der Welt — hoffst Du ihn aufzuhalten, Cordelia?" „Ich stemme mich gegen frevelhafte Gewalten, die dem Strom des Weltlebens entgegenstreben!" antwortete sie ruhig; „ich will der Menschheit ihr ewig Erbtheil, Vernunft und Freiheit, gönnen, und wenn es sein muß, sterben, zum Denkmal dessen, daß ich es gewollt."

Der Graf bedeckte sein Gesicht mit der Linken und reichte seiner Tochter die rechte Hand.

„Leb' wohl, Cordelia!" sagte er gefaßt.

„Leb' wohl!“ antwortete sie dumpf. Die Stimme klang, als käme sie aus dem Grabe. „Ich sehe Dich wieder!“ rief sie dann plötzlich; „ich werde siegen!“ — fügte sie nach minutenlanger Pause hinzu und verschwand.

Vierzehntes Kapitel.

Im erzbischöflichen Palaste von Toulouse, zwei Monate später, in der Herbstdämmerung am Kaminfeuer, saß Mazarin in weitem Schlafgewand und blickte mit fast in den Stirnfalten verlorenen Augen über einen auf seinen Knieen liegenden Stoß von Papieren hinweg in die knatternde Flamme.

Am Fenster, durch welches noch ein schwacher Tagesschimmer auf einen großen Schreibtisch fiel, saß ein zweiter Mann in schwarzer, enger Kleidung, die Feder in der Hand, eifrig schreibend.

Eine Weile verging; es ward dunkel; Mazarin wandte sich zu dem Mann am Fenster um.

„Ihr verderbt Eure Augen, Cericotto. Hört auf.“

Der Sekretair erhob sich. Der Cardinal warf seine Papiere auf einen Stuhl, ergriff eine Zange und schürte die erlöschende Flamme. Das Feuer

flackerte auf und der rothe Schein beleuchtete ein in kurzem Zeitraum seltsam gealtertes Gesicht.

„Ich weiß nicht, was ich thue!“ sagte er; „wir sind zwei Monate in Toulouse und haben nichts geschafft. Der König hat es in Folge eines schriftlichen Zeugnisses der Lurique in Betreff der Angeklagten dahin gebracht, den Prozeß de Broc's von dem seiner Tochter zu trennen, und den Ersteren in eine endlose Länge zu ziehen. Wir haben uns verrechnet, Cericotto: durch diese Gräfin Lurique gewinnen wir nichts. Im Gegentheil — sie übt einen schweigenden Einfluß auf den König; sie ist auf dem Wege, ohne ein Opfer, ohne eine Einbuße an ihrer stolzen und kalten Unschuld, eine Macht zu werden — neben mir.“

„Die Befehle Ew. Eminenz?“ fragte Cericotto gelassen.

„Die Gräfin ist als halbe Ketzerin bekannt — man müßte einige Deklamationen des Clerus gegen sie veranlassen; das Parlament ist zwar vom Könige bestochen, kriecht aber dennoch vor der Geistlichkeit zu Kreuz.“

„Ganz gut! indeß — das wird die Gräfin nicht beirren und den König — vielleicht noch heftiger entflammen. Wenn man ihm nicht gewisse Dinge in

Erinnerung bringt — gewisse Dinge, über die, wie ich Ew. Eminenz schon einmal zu bemerken die Ehre hatte, der Chevalier von Broc sicher noch manche Auskunft geben kann —".

„Die Schwäche seines Rechts! ja, ja!" murmelte der Minister; „Wie lange ist es, Cericotto, daß Sie mich an die Verwandtschaft dieses Chevalier de Broc mit der ehemaligen Vertrauten der Königin, der Madame Stephanie von Lagieres, erinnert haben? Die Sache ist aber die: (seht nach der Thür, Cericotto! — verschließt sie gut!) die Sache ist, daß ich mir vergebens Mühe gegeben, ihm auch nur eine Silbe zu entlocken. Es ist am Tage, daß er seine Geheimnisse entweder in guten Händen weiß oder sie nie verrathen hat, und daß er so wie so ganz nutzlos der Staatsgefängnißkasse zur Last fällt."

„Sie wissen," fiel der Schreiber ein — „daß die Gräfin Lurique ihn vor einer Woche zweimal Nachts im Gefängnisse besuchte —"

„Sie!" rief der Cardinal erblassend — „die Lurique, sagen Sie?"

„Es war im Interesse seiner Tochter!" fuhr Cericotto fort — „sie unterredeten sich laut, im Beisein des Gouverneurs und eines Kerkermeisters."

„Er steht mit ihr in Verbindung — er hat sie

gesprochen! — — Er ist überflüssig auf der Welt!" rief Mazarin. „Ich weiß," fuhr er mit leiserer Stimme fort, „daß dieser de Broc in Poitiers schlecht bewacht ward; weiß auch, daß diese Cordelia — Verbindungen mit spanischen Mönchen hatte, und daß er ihr Geheimnisse vermachen könnte — vielleicht vermacht hat! — welche uns und Frankreich in einen Abgrund stürzen —"

„Indessen, Eminenz, sie waren nicht allein —"

„Gleichviel! ein Wort — ein Zeichen genügte vielleicht, das kein Zeuge hindern und bemerken konnte! Was jetzt geschehen muß, geschieht vielleicht schon zu spät! Aber es ist gut — gut! — es giebt mir eine Waffe gegen die Gräfin in die Hand. Der König soll uns danken, wenn er gezwungen wird —" Er brach ab und warf einen dolchscharfen Blick auf Cericotto; der Schreiber verstand ihn und nickte gelassen.

„Drei Tage," sagte er, „werden für den Chevalier von Broc genügen."

„Und sprengen Sie aus," fuhr der Minister fort, „daß die Gräfin Cordelia damit umgehe, den protestantischen Priester, den sie zum Seelsorger der de Broc gewählt, bei meinem etwaigen Ableben zum geheimen Beichtvater des Königs zu erheben."

„Es wird nicht ohne Wirkung bleiben!“ sagte der Schreiber; „es soll geschehen.“

„Und machen Sie kein Aufsehen, lassen Sie den Gouverneur nichts merken; ich fürchte für den Augenblick nichts von ihm. Ich kann mir denken, mit welcher Art dies Weib ihn vermocht hat, sie einzulassen; wir können ihn später hängen lassen, wenn es uns nützlich scheint.“

Eine Pause entstand, während welcher die große Wanduhr des Zimmers durch acht langsame Schläge die Stunde bezeichnete. Der Cardinal stand auf.

„Ew. Eminenz befehlen allein zu sein?“

„Bleibt in der Nähe!“

Der Sekretair verschwand.

Der Cardinal öffnete die verschlossene Eingangsthür, kehrte dann an seinen Platz zurück und starrte in die erloschene Glut.

Plötzlich klopfte es. Der König trat in's Zimmer. Der anmeldende Kammerdiener zündete die Kerzen an.

Der König sah vernachlässigt und etwas erregt aus; seine Augen schienen von Wein und Wachen geröthet. Er nahm einen Sessel und sagte:

„Ich habe Sie seit einigen Tagen nicht in Ge-

schäften gesprochen, Herr Cardinal, obgleich sich Einiges von Bedeutung begeben."

„Ich wüßte nichts, als daß der Prozeß des Chevaliers de Broc morgen zur ersten Entscheidung kommt."

„Ich habe die Ueberzeugung," entgegnete Ludwig, „daß dieser Mann seine Geheimnisse nie verrathen wird."

„So mag er endlich bluten für das, was wir troß seines Schweigens wissen!" antwortete der Cardinal. „Seine Geheimnisse ruhen jenseits der Pyrenäen. Es ist recht gut, wenn wir in keine Collisionen mehr mit Spanien gerathen; wir wollen Frieden mit Spanien, Sire!"

„Aber das ist nicht möglich!" rief Ludwig; „wir müssen zuvor sicher sein, daß kein Verrath mehr droht, wir müssen zuvor erfahren, was dieser de Broc gewollt, und wie weit seine Thaten verzweigt waren."

„Sire, er wäre ein Thor, wenn er es Jemand anvertraute, es müßte dieser Eine denn der Erbe seiner Gedanken sein."

„Weiß man, daß er Vertraute hatte?"

„Nein, Sire; man kennt sie nicht. Indessen hat er Ursach zur Dankbarkeit gegen eine Person, von der ich auch erfahren, daß sie ihn im Gefängnisse besucht; das ist die Gräfin von Gaugain."

Der König sprang auf, seine Augen flammten.

„Ich weiß, daß Sie mich hintergehen!" sagte er scharf, aber noch ruhig — „denn Sie lullten mich mit einer Hoffnung ein, und wandten die Gräfin von mir ab, nachdem sie alle meine Leidenschaften aufgereizt! — o, ich bin nicht so sehr Kind, Herr Cardinal, daß ich das nicht durchschauen könnte. Eine glückliche Liebe läßt Einem Zeit für zu viel andere Gedanken! — das wußten Sie vielleicht, obgleich Sie Priester sind!"

„Sire!" sagte Mazarin ein wenig verweisend, „die Gräfin Lurique hat wahrscheinlich nie an Sie gedacht, ohne daß ich ihr Gleichgültigkeit empfohlen hätte."

„Sie könnten doch irren!" erwiderte der König etwas trotzig; „es gab eine Zeit, wo sie sogar mein Bild — —" er unterbrach sich und faßte Mazarin's Hand. „Seitdem haben Sie mir freilich diese Leidenschaft aufgedrungen, wie einen Vampyr, der aus einem gesunden Körper Blut und Leben saugt, aber ich bitte Sie, hören Sie mit diesen Qualen auf! Ich weiß seit einiger Zeit (und ihre Einflüsterung von vorhin bestätigt mir's!) — daß Sie anfangen, die Gräfin zu fürchten und Uebles gegen sie zu sinnen; lassen Sie sich warnen — Sie wissen, daß und warum ich

unerhört viel von Ihnen dulde — mehr als Tod und Entehrung, aber ich könnte doch den Bogen einmal zu straff gespannt finden, Herr Cardinal!"

Auf den Muth der Verzweiflung hatte Mazarin freilich nicht gerechnet; er hatte nie Verzweiflung empfunden; er kannte sie nicht.

„Sire," sagte er, zu seinen alten Mitteln zurückkehrend — „ein Vater würde an meiner Stelle Alles aufbieten, um die Gräfin Lurique, die einen so verderblichen Einfluß auf Sie übt, von Ihnen zu trennen, und sollte die Dame selbst darüber zu Grunde gehen."

Der König ließ die Hand seines Ministers los, und ein unverschleierter Blick glühenden Hasses brach aus seinen Augen. Mit einem Seufzer der Wuth riß er die Krause von seinem Hals und die Manschetten von seinen Aermeln; er schaute dem Minister in das abgemagerte Gesicht und schien es Zug für Zug zu mustern. Entsetzt sah der Cardinal über ihn weg; sein Blick traf einen Spiegel. Sein eigenes, bleiches, von Siechthum entstelltes Antlitz begegnete geisterhaft in dem Glas dem tödtlichen Blick des unglücklichen gekrönten Kindes; er sah, daß dieser Blick, von unnatürlichen Qualen verzerrt, nach den

Spuren der Krankheit und des Todes in seinen gealterten Zügen suchte.

Er schauderte zusammen; er wich zurück; er starrte vor sich hin; er bemerkte kaum, daß der König sich ohne ein Wort des Abschiedes entfernte. Ihm war, als säh' er in dem Spiegel ihm gegenüber noch immer das entsetzliche Bild.

„Cericotto!“ rief er mit tonloser Stimme.

Es hörte Niemand. Er besann sich und bewegte die Hand nach der silbernen Klingel auf dem Schreibtisch; er schellte, und Cericotto trat ein.

„Zu Ende mit den Angelegenheiten des Languedoc! der König verliert den Verstand. Wir müssen fort von hier; treffen Sie ihre Maßregeln!“

Cericotto nickte. Der Cardinal, noch immer in den Spiegel starrend, streckte die Hand nach dem Schreiber aus:

„Ihr kennt doch meinen Leibarzt auch seit langen Jahren! — Haltet Ihr ihn für unbestechlich, oder — — — Ich ward seit Kurzem — sehr plötzlich krank —“

„Eminenz!“ rief Cericotto entsetzt, — „was für Gedanken? — wie versteh' ich Sie?“

„Einer wünscht meinen Tod, und wüßtet Ihr, was diese vier Mauern schon gesehen, so würdet Ihr

mich nicht beneiden; doch genug! — Ich habe Euch meine Meinung über de Broc gesagt; geht, und laßt mich in drei Tagen von ihm hören."

Fünfzehntes Kapitel.

Der König seinerseits fühlte, daß er unter Menschen nicht auszuhalten vermöge; er befahl ein Pferd zu satteln und ritt allein in die Nacht hinaus.

Er saus'te über die Wälle, unter den Kastanien hindurch, deren dunkles Laub bereits im Herbstwind bleichte.

Am Nordende der Stadt stand ein verfallener Thurm; im Schatten desselben hielt der König an; ihm war heiß; der Nachtwind jagte sein langes Haar über seine feuchte Stirn.

Zu seinen Füßen lag Toulouse; unfern von ihm, im Grunde, schien ein schwaches, röthliches Licht durch vergitterte Fensterreihen. Es war das Nonnenkloster vom Orden der heiligen Therese, hier wohnte Cordelia.

Er starrte diese Lichter an! — O Gott, er hatte sie zwei Monate lang Nacht für Nacht angestarrt.

zu Grunde gehen — er selbst, seine Krone und sein Reich, aber sie besitzen! — das waren seine brennenden Gedanken.

Eine erste Leidenschaft! Der nie gefühlte, unerträgliche Brand! — Die ruhelose Qual, die kein Ende sieht! — Er dachte an ihre große, stille Gestalt und meinte, ihm müsse wohl werden in ihren Armen, wie im Grabe! — Und warum stieß sie ihn hinweg? — Die Leidenschaft eines Königs! warum verschmähte sie sie? — Sein Stolz flackerte auf — ihn faßte die Lust, mit ihr zu kämpfen — „Einmal diese Züge verzerrt sehen in Wollust, einmal diese langen Haare über seine Schultern fallen und die Gedanken aus ihrer Stirn schmelzen fühlen mit seiner Glut — —"

Er drückte den Hut in's Gesicht und jagte in die Stadt zurück.

Im Vorzimmer seines Schlafgemachs saß unter einer Anzahl anderer Edelleute der Marschall von Villeroy. Der König winkte ihm und verschloß die Thür.

„Villeroy!" sagte er. „Ihr wißt gewöhnlich, was die Leute schwatzen. Antwortet mir ohne Umschweife. Was spricht man in Toulouse von meinem Verhältniß zu der Gräfin von Gaugain?"

„Ei Sire," erwiderte Villeroy ziemlich frech — „man wundert sich, daß Sie so viele Umstände mit ihr machen. Ich habe mich auch gewundert, mich aber nicht in Dinge mischen wollen, die mich nichts angehen, Sire."

„Mein würdiger Erzieher, ich fange selbst an, Eurer Meinung zu sein."

„Ich wußte, daß dies endlich kommen mußte!" sagte Villeroy cynisch. „Ein König thut nie gut, wenn er sich, anstatt zu handeln, auf's Schmachten legt."

„Handeln!" rief der König mit kurzem Lachen; „Ihr habt mich Handeln gelehrt, Ihr und der Cardinal, in meinen Kindertagen! Nun wohl! Das ist vorbei. Ihr habt mich einmal verdorben. Jetzt bin ich wie ich bin, jetzt rettet mich."

Der Marschall lächelte ein wenig.

„Sie hätten mir das früher sagen sollen, Sire; es hätte Ihnen viel unnütze Qual erspart! Ich glaubte übrigens, daß Ew. Majestät meiner Vermittlung nicht mehr bedürften; denn gestern sah ich Sie in Gesellschaft der Gräfin, draußen vor der Stadt."

„Mich!" rief der König überrascht — „das ist ein Irrthum, Marschall! Mich! Sonderbar! — Aber ich schwöre Ihnen, daß Sie sich täuschten."

„Ich sah Sie deutlich, Sire — die Tracht eines Geistlichen machte Sie ein wenig älter erscheinen; wenn Sie's nicht waren, so haben Sie einen Doppelgänger, Sire!"

Der König schwieg und seine blutrothen Lippen wurden weiß. Er erinnerte sich des Bildes, welches er bis dahin für das seinige gehalten; er hatte vielleicht einen Nebenbuhler, der seine Züge trug!! — Einige Augenblicke blieb er stumm: der Gedanke war halber Wahnsinn; aber er wollte sich nicht verrathen und zwang sich zu lächeln.

„Ein seltsames Begegniß!" sagte er aufgeräumt; „suchen Sie doch das Nähere zu erfahren; aber sprechen Sie nicht davon, am wenigsten zu Sr. Eminenz! So etwas giebt zu vielen Anlaß zu Mißdeutungen!"

„Und Gräfin Cordelia?" sagte Villeroy. „Bleibt es die Absicht Ew. Majestät, ihr Ihre Liebe zu erklären?"

„Liebe!" unterbrach der König. „Was fragt Ihr? Ich hasse sie! Liefert sie mir aus."

„Das Kloster der heiligen Therese ist dann kein Aufenthalt mehr für die Gräfin; sie muß genöthigt werden, es zu verlassen, Sire! Nicht durch Sie, Gott behüte!" entgegnete Villeroy bedächtig. „Die

Nonnen müssen sie verweisen. Fürchten Ew. Majestät nur nichts für sie, noch weniger für sich. Sie wissen ja, die Gräfin ist als Ketzerin ein wenig in Toulouse verrufen. Ein Wort des Erzbischofs jagt die Aebtissin in Angst und dann —"

„Gut, gut, lassen Sie mich jetzt allein!" unterbrach der König.

Der Marschall ging hinaus. Der König kreuzte die Arme und wankte auf und ab.

„Ein Nebenbuhler! — Ein Nebenbuhler, der mir gliche! — O, unmöglich!" murmelte der König. „Es ist eine Lüge — eine Lüge Mazarin's! — Er will mich wahnsinnig machen und sie verderben! Aber es soll ihm nicht gelingen!!" —

„Ich will arbeiten!" rief er endlich und schellte.

Ein Haufen Briefe ward gebracht. Der König erbrach sie; sein Sekretair nahm am Schreibtisch Platz. Dieser Sekretair war ein Weltgeistlicher und Ergebener des Cardinals. Das wußte der König.

Er hatte bereits mehrere Briefe erbrochen, als er plötzlich inne hielt.

Der Sekretair wandte sich um.

„Die Gräfin Cordelia Lurique giebt das Gesuch ein, Jemanden in das Gefängniß der Catharina de Broc einführen zu dürfen; man müßte diesen Brief

wohl Sr. Eminenz vorlegen; die Bitte könnte — gefährlich sein —"

Der König zitterte, indem er sprach.

„Es dürfte bei der Gewährung auf die einzuführende Person ankommen!" sagte der Sekretair, gewohnt, durchaus ohne Scheu, auch ungefragt, seine Meinung einzuschalten.

„Ein Maler!" murmelte der König — „ein Wahnsinniger, dem nach Ausspruch der Aerzte ihr Anblick vielleicht die Gesundheit wiedergeben dürfte."

„Das klingt doch unwahrscheinlich!" meinte der Sekretair.

„Schweigen Sie!" rief der König heftig. „Ich liebe es nicht, daß man in meiner Gegenwart Personen, die ich achte, Lügen zeiht."

Er stand auf.

„Der Maler Giovanni! — Giovanni di Santa Cecilia!" Er besann sich! War dieser vielleicht der Nebenbuhler, der ihm glich? — Aber nein! — Der Name Giovanni hatte unter dem Bilde Cordelien's gestanden, welches er so oft in ahnungsvollen Erregungen betrachtet; dieser Wahnsinnige war der Schützling Codelia's, den sie zweimal vom Untergang gerettet — — Ein Doppelgänger! Absurdes Märchen! — Abgeschmackte Erfindung, um ihn zu ängsti-

gen! Wie mußte sie ihn verlachen, wenn sie es erfuhr! — Nein! er wollte nicht darauf achten; er wollte ihre Bitten ehren, wo er es durfte; er nahm eine Feder und schrieb unter den Brief Cordelien's auf eigene Hand: „Gewährt."

Der Sekretair sah es. Ludwig wußte, daß Mazarin am nächsten Morgen seine Eigenmächtigkeit erfahren würde. Aber in diesem Augenblick der Entschlossenheit kümmerte es ihn nicht. Er schellte und übergab den wieder versiegelten Brief dem eintretenden Lakaien zur augenblicklichen Besorgung an die Gräfin von Gaugain.

Am nächsten Tage meldete der Cardinal sich krank. Der König glaubte nicht daran, aber es war ihm willkommen. Er sandte zweimal, um nach seinem Befinden zu fragen, ging aber nicht selbst zu ihm. Am zweiten Tag dasselbe Spiel.

Am dritten Tage, als der König, müde von so viel Aufregungen, auf seinem Ruhebette ausgestreckt, mit halbem Ohr der Stimme eines Pagen folgte, welcher ihm Romane vorlas, meldete der dienstthuende Kammerherr den Erzbischof von Toulouse und Se. Eminenz den Cardinal.

Der König sprang auf und verabschiedete hastig den Pagen; er nahm sich keine Zeit, seinen verwil-

derten Anzug zu ordnen; er fühlte, daß ihm etwas bevorstehe; er rang nach Muth. Mit brennenden Wangen und fliegendem Puls überschritt er die Schwelle seines Schlafkabinets. Im Vorgemach des Audienzzimmers trat ihm der Cardinal entgegen. Er sah blaß aus und es war keine Empfindlichkeit in seinem Gesicht. Etwas Wichtiges mußte ihn herführen.

„Se. Erzbischöfliche Würden warten im Audienzsaal!“ sagte er halblaut mit einer hastigen Verbeugung; „ich muß Sie aber eine Minute ohne Zeugen sprechen, Sire! — Sie wissen doch den Vorfall von heute Morgen?“

„Den Vorfall — welchen Vorfall?“ rief der König — „ich weiß von nichts!“

„Daß der gefangene de Broc heut Morgen todt in seinem Gefängniß gefunden worden? Die Aerzte munkeln von Gift.“

Der König sah, daß der Cardinal bei diesen Worten ein Papier unter dem Aermel seiner Soutane bewegte.

„Gift!“ wiederholte er — „wer hätte ihn denn vergiften lassen?“

„Wahrscheinlich Leute, denen an seinem Tode gelegen war!“ murmelte Mazarin; „ich bin nur glück-

lich, daß mir früh genug Kunde von dem Vorfall ward, um dies Papier zu retten, welches sich mit anderen in der Zelle des Verstorbenen befand."

Der König nahm das Blatt, warf einen Blick hinein und preßte lautlos die Lippen zusammen; faltete es aber mit scheinbarer Gelassenheit und sagte kalt: „Was ist es weiter? Ich höre und lese nicht zum erstenmal, daß meine Mutter eine Ehebrecherin und der König von Frankreich ein Bastard ist."

„Sie müssen's sich auch nicht zu Herzen nehmen!" sagte Mazarin mit etwas wankender Stimme; „dies Dokument ist offenbar diktirt, und der Verstorbene hat es, Gott mag wissen, unter welchen Vorspiegelungen, geschrieben. Sie wissen, es giebt Leute genug im Süden und unter den Hugenotten, denen daran gelegen ist, Ihre Illegitimität zu beweisen."

„Aber es hat Niemand mit diesem de Broc in Verkehr gestanden! — sein Kerker war Allen verschlossen, Herr Cardinal!"

„Allen!" wiederholte Mazarin — „mit einer Ausnahme, Sire! — wenn Ew. Majestät sich dessen erinnern wollen —"

„Nein, nein!" rief Ludwig, „ich erinnere mich nicht; ich glaube, daß Sie irren, Herr Cardinal!"

„Gewiß nicht, Sire! Im Interesse seiner Tochter

sprach der Gefangene zweimal mit der Gräfin Cordelia von Gaugain."

Der König ward blaß wie eine Leiche.

„Was soll's?" fragte er tonlos — „Sie werden die Gräfin doch nicht für eine Giftmischerin erklären wollen?"

„O Sire, davon ist nicht die Rede; aber ich habe schon einmal darauf hingedeutet, daß sie kühn und abenteuerlich genug ist, sich für die Sache der Hugenotten im Süden zu begeistern. Man muß sie deßhalb unschädlich machen. Sie selber halten sie den Bewegungen des Languedoc nicht für fremd; nehmen Sie ihr ihre Stützen und Sie brauchen nicht mehr für sie zu zittern, als für sich selbst."

Der König schwieg einen Augenblick; die Erinnerung an den Doppelgänger kreuzte einen Augenblick auf's Neue sein Gehirn; aber er verjagte sie so schnell wie sie gekommen. Es war ja eine Lüge; sollte er Mazarin einen neuen Vortheil über sich zugestehen? Es war zu thöricht; wer sollte ihm, dem König gleichen? Sein stolzes, hochmüthiges, junges Herz wandte sich wegwerfend von der Betrachtung der bloßen Möglichkeit.

„Sie sollen Gaugain besetzen, Sire," fuhr Mazarin indessen fort — „ohne Verhandlungen — ohne

Gewalt — im Stillen, aus eigener Machtvollkommenheit. Der Tod des de Broc zwingt Sie, den Prozeß der Catharina zu beendigen. Die Gräfin ist ihretwillen hier; sie wird nicht von der Stelle weichen, darf es auch nicht, denn ihr Zeugniß gehört, wie das des Grafen, ihres Vaters, vor das Gericht. Das Parlament setzt heut die Vorladung an Lurique auf. In acht bis zehn Tagen ist er in Toulouse. Mein alberner Page Lagieres, der in Gaugain den Sohn des Hauses spielt, wird gleichfalls vorgeladen. Ist er abwesend, so ist die alte Veste herrenlos. Es müßte sonderbar zugehen, wenn man nicht ein paar Mann königlicher Besatzung hineinbringen könnte."

„Das ist infam!" rief der König, ohne aufzublicken.

„Was liegt daran, ob man seinen Willen vor oder nach einer That erklärt?" entgegnete Mazarin. „Die That bleibt ganz dieselbe."

„Aber ich will ihn nicht hier haben — den Grafen mein' ich!" rief der König.

„So lassen Sie ihn auf dem Wege von Gaugain nach Toulouse aufhalten und einstweilen nach dem Fort St. Cachis bringen. Ich nehme es auf mich, zu bewerkstelligen, daß Niemand ihn vermissen soll.

Sie brauchen später nur zu ihrer Rechtfertigung zu sagen, daß der üble Ruf seines Schlosses in Bezug auf Ketzerei und Zauberkünste Sie zu diesem Schritte zwingt; der ganze Klerus des Languedoc wird Sie dafür anbeten! Die Sache ist nicht übel, Sire! Sie paßt vortrefflich zu dem Prozesse des de Broc und giebt Ihnen schließlich eine herrliche Gelegenheit zu königlicher Gnade."

„Sie sind mein Meister, bei der Jungfrau!" spottete der König. „Wenn aber Ihr feiner Plan mißlingt — was dann?"

„Er darf nicht mißlingen!" entgegnete Mazarin; „jetzt, Sire, ersuche ich Sie, den Erzbischof nicht länger auf die Gunst Ihres Anblicks warten zu lassen."

Der König strich das Haar aus dem Gesicht und erhob sich. Mazarin folgte.

„Was will er denn?" fragte der junge Unglückliche, zu Mazarin gewandt.

„O, Sire, er will Sie an die Versprechungen erinnern, die Sie vor zwei Monaten bei Gelegenheit des lit de justice in Betreff der Ketzer gegeben haben."

„Wohlan!" sagte Ludwig und öffnete die Thür.

Der Erzbischof war ein hagerer Greis von einem eigensinnigen, etwas fanatischen, dabei keineswegs

geistvollen Ausdruck. Die enge Stirn ließ nicht auf eigene Gedanken schließen; aber der hochgethürmte Hinterkopf deutete die Fähigkeit an, die einmal gefaßten Meinungen mit wahrhaft dämonischer Zähigkeit festzuhalten. Es war die Art der Physiognomie, die Ludwig haßte — hart und unbeseelt, ohne Güte, ohne Geist.

Entschlossen näherte Ludwig sich dem alternden Prälaten. Ihm lag in diesem Augenblick wenig daran, ob er ihn verletzte oder nicht.

„Ich weiß, daß Ew. Erzbischöfliche Würden mir von dem Prozeß der Ketzerin de Broc reden wollen!" sagte er stolz und kalt; „ich wünsche nicht darauf einzugehen; er tritt durch den Tod des Vaters in ein neues Stadium; das Parlament wird den Vorfall zur schnellen Beendigung der Sache auszubeuten wissen. Gerüchte, die Sie beunruhigen dürften, erkläre ich hiermit für falsch; ich bin kein Freund dieser Ketzerin, bin auch kein Freund ihrer Freunde, Herr Erzbischof. Lassen Sie das Recht furchtlos seinen Gang gehen."

„Ich höre mit Vergnügen," entgegnete der Erzbischof, gereizt durch Ludwig's kalte und majestätische Art, „daß Ew. Majestät eine Parteilichkeit aufgegeben haben, die mich und alle meine Gesinnungsgenossen,

allerdings beunruhigt hat. Ich höre, daß die Aebtissin des Klosters vom Orden der heiligen Therese der Gräfin Lurique den ferneren Aufenthalt in den ihr anvertrauten Mauern verweigert hat, und daß Ew. Majestät selbst sie dazu autorisirt haben —"

„Ich habe das freilich nicht gethan, würde es jedoch thun, wenn ich erführe, daß die Gräfin wirklich das ist, was man aus ihr machen will!" sagte der König, mit der äußersten Anstrengung, ruhig zu scheinen. „Doch würde ich die Gräfin in Schutz nehmen, falls ich erführe, daß ihr aus Vorurtheil Unrecht geschähe, und würde es thun — selbst gegen Sie, Herr Erzbischof."

„Und wenn wir Beweise fänden, daß diese Gräfin nicht so schuldlos wäre, wie Ew. Majestät meinen," — sagte der Prälat mit funkelnden Augen — „würden Sie dann, was Sie der Religion zu Lieb gegen Catharine de Broc zulassen, auch gegen die Gräfin Cordelia von Gaugain gestatten, Ew. Majestät?"

„Was liegt daran?" rief Ludwig ungeduldig. „Die geheimen Verfahren sind aufgehoben, Herr Erzbischof! Was hat die Gräfin verbrochen, daß Sie sich meiner gegen sie versichern wollen?"

„Nichts, nichts, bis jetzt; jedoch — sie ist von zweifelhaftem Bekenntniß, und spielt eine selt-

same Rolle hier in Toulouse. Ich wiederhole meine Frage, Sire! Wenn sie der Religion gefährlich wär' —"

Der König sah sich wie nach Hülfe um; aber Mazarin war in der Thür des sehr großen Zimmers stehen geblieben; er hatte vielleicht von der ganzen Verhandlung nichts gehört.

Er wiederholte die Worte des Erzbischofs.

„Wenn sie der Religion gefährlich wär' —"

„Ja, Sire!"

Der König murmelte einen Fluch.

„Würden Sie das Recht der Kirche seinen Gang gehen lassen, gegen wen es immer sei — gegen jedwede Person — auch gegen die Gräfin von Gaugain?"

Der König hatte ein Gefühl, als ob er ersticken müsse; er war bleich wie der Tod; das Zimmer drehte sich vor seinem Blick in blutigen Kreisen.

Und dennoch, dennoch! Er war dem Erzbischof als König gegenübergetreten; als König mußte er enden. „Wenn sie der Religion gefährlich wär'" — — Er faßte die Lehne eines Sessels, um nicht umzusinken, und sagte mit künstlicher, halb bewußtloser, entsetzlicher Entschlossenheit:

„Ich werde stets auf Seiten des Rechts stehen — immer — gegen jegliche Person, Herr Erzbischof — auch gegen die Gräfin von Gaugain.“

Sechszehntes Kapitel.

Am Morgen desselbigen Tages stand Cordelia in ihrer Zelle und betete:

„Du hast es gesagt, Gott: Handelt, wie Ihr vermögt; sehet zu, daß Ihr mich erkennet, und folget mir nach! Hier stehe ich, Geist des Weltalls! Zeuge du, ob ich nach dir rang! Und wenn du weißt, daß ich redlich bin vor dir, so sei mir gnädig, und enthülle dich meinem suchenden Auge!"

„Du kamst nicht, Frieden zu senden auf Erden, sondern das Schwert! Hier dieses Buch, auf das meine Hand sich stützt, das Buch der Liebe, die Verlassenschaft deines Sohnes an die irrende und verfinsterte Welt — hier diesen Lichtstrahl deines Auges, der in meine Seele fiel, laß mich verkünden! Und wär's mein Schicksal, es durch Thaten der Vernichtung zu thun, so gieb mir Kraft, sie zu vollführen — das blutige Vorspiel der Reinheit einer kommenden Welt!"

„Der du zu allen Zeiten deine Heilande erweckst, Gott! — der du einen Luther in die Welt sandtest, und einen Huß und Calvin, den Schutt hinwegzuräumen, den ein Geschlecht von Lästerern über deine Offenbarung gehäuft — der du durch diese wackeren Kämpfer zeigtest, daß es für die Menschheit einen Rückweg giebt zu dir, Gott! — zu der ewigen Liebe, der ewigen Vernunft, dem ewigen Erbarmen! — Du zeigtest mir durch die Schmerzen, deren du mich würdigtest, durch die Begeisterungen, die du in meine Seele goßest, daß ich dir werth war, Gott! — Zieh deine Hand nicht von mir ab! Wende den Blick nicht von mir! Und ist's mein Schicksal, Gott, um deinetwillen zu sterben, so sei mir gnädig, und nimm mein Opfer an!"

Das letzte Gebet, Cordelia, von einer langen Reihe dieser flehenden Bitten um Wahrheit, unter denen, gleichwie Christo in der Wüste, vierzig Tage und vierzig Nächte hingegangen!! — Sie war zu Ende. Sie nahm das neue Testament, das vor ihr aufgeschlagen lag, vom Pult, faltete einen Augenblick lang stumm die Hände über ihm, schloß es dann in eine Truhe und zog den Schlüssel ab.

Es klopfte. Cordelia wandte sich zur Thür und öffnete. Es war die Klostermagd; man wünschte

sie zu sprechen. Cordelia schlug einen Mantel um und ging hinunter in den Sprechsaal, woselbst zwei Männer am Gitter auf sie warteten.

Der Eine war der Arzt des Klosters von St. Hippolyt, der Valmarina und Giovanni nach Toulouse begleitet hatte. Der Andere war ein protestantischer Geistlicher — ein Mann, verfolgt um seine Schriften — verehrt wegen seines Lebenswandels; ein Nachfolger Christi in Wort und That. Ihm hatte Cordelia die Seelsorge Catharinen's übergeben; er hatte das beklagenswerthe Kind von Zeit zu Zeit schon in Gaugain besucht.

„Der König hat mein Gesuch gewährt!" sagte Cordelia, indem sie einen Brief aus dem Busen zog; „wir haben Erlaubniß, den armen Giovanni zu der Unglücklichen zu führen. Was Sie betrifft," fuhr sie nach kurzer Pause gegen den Geistlichen gewendet fort, „so möchte ich Sie hier nicht wieder sehen. Die Frau Aebtissin äußerte gestern in meinem Beisein, daß sie für den Ruf ihres Klosters fürchte; kann sein, daß auch meines Bleibens hier nicht mehr lange ist."

„Wenn ich Ihnen rathen dürfte," entgegnete der Geistliche halblaut, „so verließen Sie Toulouse; es herrscht hier große Aufregung in der Stadt,

und das zum Theil Ihretwegen, Gräfin Cordelia."

„Mein Freund," erwiderte sie — „mich hält hier Etwas Höheres als mein Wille. Lassen Sie uns gehen."

Am Eingang des Gebäudes hielt ein Wagen. Cordelia stieg ein; der Arzt und der Geistliche folgten. In einer Vorstadt hielt der Fuhrmann vor einem kleinen, weißen Hause still. Der Arzt öffnete den Schlag.

„Fahren Sie mit Herren Regnault nach dem Gefängniß voraus!" sagte er zu Cordelien, indem er ausstieg; „ich folge Ihnen in einem andern Wagen mit dem Kranken auf dem Fuße. Suchen Sie zu ermöglichen, daß wir ohne Verzug in den Kerker der de Broc geführt werden. Die seelische Spannung des Patienten ist auf das Aeußerste gestiegen; bei geschickter und glücklicher Einwirkung durch diesen Anblick läßt sich Etwas hoffen; bei einer längeren Einsamkeit tödtet ihn vielleicht in einem Augenblick, wo wir's nicht ahnen, seine fixe Idee und sein Gefühl."

Er schloß den Schlag. Der Wagen kehrte um und rollte über das Pflaster.

Cordelia saß während der Fahrt, das Haupt ge-

senkt, die Hände auf den Knieen. Ein einzig Mal brach sie das Schweigen. „Wir suchen ihn dem Leben zurückzugeben — wir thun's, um ihn der Verzweiflung zu überliefern — Wozu — wozu?"

Der Geistliche antwortete nicht. Er fühlte, daß nur Cordelien's starker Geist ihn durch dies Dilemma trug. Sie war ein Weib ohne Weiblichkeit, durch Schicksale verdüstert; sie stand, den beiden Confessionen der Christenheit entrückt, auf dem Boden einer unbekannten Religion, vor welcher seine zaghafte Seele sich scheute, und dennoch blickte er voll Verehrung zu ihr auf.

Sie kamen am Orte ihrer Bestimmung an. Der Wagen hielt. Cordelia nannte sich und verlangte den Gouverneur zu sehen.

Der Name der Gräfin Lurique öffnete alle Pforten. Er hatte drei mächtige Hebel: Neugier, Ehrfurcht vor der persönlichen Macht seiner Trägerin und abergläubische Scheu. Man kannte ihre unheimliche Berühmtheit. Man wußte, daß der junge König sie vergöttere. In den Corridoren des Staatsgefängnisses war ihre schwarze Schleppe eine häufig gesehene und immer wieder angestaunte Erscheinung.

Der Gouverneur ließ einige Minuten auf sich warten. „Gräfin!" sagte er mit einer tiefen Verbeu-

gung, „verzeihen Sie mein Zögern. Sie sehen, in welcher Bewegung wir sind; das ungewöhnliche Ereigniß muß uns entschuldigen.“

„Das ungewöhnliche Ereigniß?“ wiederholte Cordelia. „Was ist geschehen? — ich weiß von nichts.“

„Wie, daß der Chevalier von Broc heut Morgen todt gefunden und allem Anschein nach vergiftet ist?“ —

„Er!“ rief Cordelia, sehr bleich, — „nein, ich wußte es nicht, und — es — thut mir leid!“

„Der Cardinal war heute Morgen hier; man hat einige Papiere gefunden, die von Bedeutung sein sollen; ich hörte sogar von einem Brief an Sie.“ —

„Ich — glaube kaum!“ entgegnete Cordelia mit blassen Lippen; „was er mir zu sagen hatte, das hat er mir neulich in Ihrem Beisein gesagt; doch hier kommt Jemand, den ich Ihnen vorzustellen habe — der Arzt des Klosters von St. Hippolyt!“

„Der Kranke wartet draußen im Wagen; wo ist die Zelle der Hugenottin, Gräfin Cordelia?“

„Der Gouverneur wird uns zu ihr begleiten; ich bringe nämlich einen Kranken mit, Herr von Lacousse —!“

„Gräfin!“ unterbrach der Gouverneur, „verzeihen Sie, aber ich darf diese Zelle von heut an Niemandem öffnen, selbst Ihnen nicht. Sie haben gehört, daß

man den de Broc vergiftet gefunden; man fürchtet, daß ein gleiches Schicksal seine Tochter treffen könnte. Ich habe für meine Nachgiebigkeit gegen Sie den Verlust meiner Stelle zu gewärtigen; daß ich noch hier bin, verdanke ich nur der Unordnung und der Unmöglichkeit, in Toulouse für den Augenblick einen Ersatzmann zu finden. Sei es nun, wie es sei, ich will kein weiteres Vergehen gegen meine Dienstpflicht auf mich laden. Die Zelle bleibt verschlossen; hier mein Befehl."

„Aber es handelt sich um die Heilung eines Geisteskranken!" rief Cordelia; „hier ist sein Arzt; lassen Sie sich von ihm das Weitere erklären. Ich habe besondere Erlaubniß des Königs, Beide bei der Gefangenen einzuführen!"

Sie zog ihr Bittgesuch hervor und deutete auf die königliche Unterschrift.

Der Gouverneur warf einen Blick auf die Signatur.

„Sie ist von vorgestern; mein Befehl datirt von heute Morgen!" sagte er unerschütterlich. „Vorgestern war der Chevalier noch nicht vergiftet; heut gilt diese Unterschrift nicht mehr.

„Doch Ihr Befehl lautet nur auf den Namen

Mazarin!" rief Cordelia; „meine Erlaubniß ist vom König!"

„O!" sagte der Gouverneur, „das ist eben der Fehler, Madame! Wäre sie von Sr. Eminenz contrasignirt, so könnte man eher darüber reden."

Cordelia stand einen Augenblick unentschlossen.

„Fahren Sie mit dem Kranken auf den Wällen entlang, bis ich zurückkomme!" sagte sie nach kurzem Nachdenken zum Doktor; „ich will zum Cardinal."

Sie eilte fort; der Geistliche folgte ihr. Als sie hinaus in's Freie traten, sahen zwei bleiche Gesichter aus einem von drei Seiten verhängten Wagen; sie gehörten Valmarina und dem wahnsinnigen Giovanni.

Cordelia hatte Valmarina seit seiner Ankunft nur einmal und flüchtig, Giovanni noch gar nicht gesehen. Durch ihren Körper ging bei Beider Anblick eine Erschütterung. Sie zog ihre Kapuze tiefer in's Gesicht, trat an den Schlag und sagte schnell:

„Valmarina, nimm Dich hier in Toulouse in Acht; Deine Aehnlichkeit mit Ludwig XIV. könnte Dir gefährlich werden; laß Dich nicht anders sehen, als verkleidet; lasse Dich überhaupt so wenig als möglich sehen; ich befehl' es Dir. — Ich sehe Dich bald; dann mehr!" — Sie reichte ihm die Hand, stieg in ihren eigenen Wagen und rollte davon.

Am erzbischöflichen Palast hielt die Kalesche an. Cordelia öffnete selbst den Schlag und sprang vom Tritt auf die unterste Stufe der Freitreppe.

„Der Cardinal!“ rief sie dem ersten Diener zu; — „ich will zu Sr. Eminenz dem Cardinal!“

Cordelia sprach wie eine Fürstin. Man kannte und fürchtete sie. Der Cardinal war im Audienzsaal; der Lakai schritt ihr voran bis an das Vorgemach; vor demselben stand er still, die Thürklinke in der Hand.

„Gräfin, ich will sie melden, aber Se. Eminenz reden mit Sr. Majestät und Sr. Erzbischöflichen Gnaden; es könnte sein, daß Se. Eminenz verhindert wär’.“

„Gleichviel!“ sagte Cordelia.

Der Lakai trat ein. Er gab seine Botschaft an einen Edelmann des Königs ab, der im Vorzimmer Wache stand. Der Edelmann meldete.

Es war in der Minute, wo der König, vom Erzbischof gedrängt, die Möglichkeit eines Verfahrens gegen Cordelien zugestanden hatte.

Bei Nennung ihres Namens wurden die Gesichter der drei Versammelten blaß.

Der König schwankte einen Augenblick zwischen seinem Schuldbewußtsein und dem heißen Wunsch,

sie wiederzusehen, aber Ersteres behielt die Oberhand.

Der Cardinal durchschaute diese Stimmung.

„Wir sind zu Ende, glaub' ich!" sagte er; „wollen Ew. Majestät die Gräfin Lurique empfangen?"

„Sie will zu Ihnen, nicht zu mir!" antwortete der König tonlos.

Er verschwand durch eine Tapetenthür.

Ich bleibe!" sagte der Erzbischof.

Mazarin winkte dem Edelmann.

Cordelia trat ein. Sie verbeugte sich kurz, näherte sich dem Cardinal und nannte die Ursache ihres Kommens.

„Ich habe diese Beschwerde vorausgesehen, schöne Gräfin!" entgegnete Mazarin mit seiner falschen Galanterie. „Indessen kann ich ihr nicht abhelfen. Der Fall de Broc's ist eine Warnung für uns, und übrigens ist es mir lieb, daß Sie nicht ferner mit der Catharina verkehren werden, denn" — fügte er halblaut hinzu — „Sie laufen Gefahr, in ihren Prozeß mit verwickelt zu werden, Gräfin Cordelia."

Der Erzbischof erhob sich bei diesen Worten und näherte sich Cordelien bis auf einige Schritte.

„Sie waren zweimal im Gefängniß des de Broc?" sagte er im Tone eines Inquirenten.

„Ich war es!" antwortete Cordelia von oben herab, jedoch nicht ohne leises Zittern. Sie hatte ihre beiden Zusammenkünfte mit de Broc ein Geheimniß geglaubt.

„Sie werden sich vielleicht einem Verhör unterwerfen müssen!" fuhr der Erzbischof fort; „dieser höchst gefährliche Staatsverbrecher ist mit einer Menge unenthüllter Geheimnisse plötzlich und auf sehr räthselhafte Weise gestorben; Sie sind die einzige Person, die ihn gesprochen hat."

„So rathe ich Denen, die mich mit den Geheimnissen des Chevalier von Broc in Verbindung bringen, mich an seine Stelle zu setzen!" antwortete Cordelia hochmüthig; „durch ein Verhör wird Niemand Etwas von mir erfahren, gleichviel, ob ich etwas weiß oder nicht."

„Mein Gott!" rief Mazarin, dazwischentretend — „wir erhitzen uns um nichts. Es hat nichts zu bedeuten, daß Sie de Broc gesprochen; man wird den Gouverneur bestrafen, das ist Alles; man hat ihn leider noch nicht ersetzen können. Der arme Schelm war so gewöhnt, Sie überall zu respektiren, daß man ihm bald verzeihen wird. Verzichten Sie nur einstweilen auf das Vorhaben mit dem Wahnsinnigen; ich kann es nicht gestatten, Gräfin Cordelia!"

„Aber aus Menschlichkeit! Das Zeugniß des Arztes macht von diesem Wiedersehen die Genesung des Unglücklichen abhängig!“

„Gräfin, noch aus einem andern Grunde wäre diese Kur zu widerrathen,“ unterbrach der Cardinal; „Sie wissen, daß meinerseits wegen dieses Wahnsinnigen Nachforschungen angestellt wurden. Der Prior des Cecilienklosters hat uns endlich das Bildniß seiner Mutter gesandt; es ist das einer bekannten, von mir oft gesehenen Schönheit am Hofe Ludwig's XIII., der Tänzerin Andarini — der Mutter Jaques' und — — Catharinen's!!“

„Also doch!“ murmelte Cordelia.

Der Erzbischof schlug das Kreuz.

„Geschwister!“ rief er. „Entsetzlich! — Welch ein Abgrund thut sich auf!!“

Cordelia beobachtete mit Abscheu ein grausames Leuchten im Gesicht des Erzbischofs.

„Sie haben sich geliebt!“ entgegnete sie, sich zur Sanftmuth zwingend. „Ich glaube, sie haben sich sehr geliebt. Warum Verbrechen suchen, wo keine sind? — man kann lieben, ohne strafbar zu sein, Herr Erzbischof!“

„Sie waren ihre Beschützerin und Vertraute! Sie müssen das am besten wissen!“ rief der Cardinal.

„Die Gräfin," unterbrach der Erzbischof, „scheint mir in Bezug auf diese Leute ein parteiischer Zeuge. Man wird die Sache untersuchen, wie das Uebrige."

Cordelien's Augen sprühten Flammen.

„Eine solche Untersuchung ist vor Gott und Menschen unerhört, Herr Erzbischof!"

Der Cardinal schritt unruhig hin und her, es ward ihm zuviel; er sah, daß der Erzbischof Cordelien nicht kannte.

„Man wird den Wahnsinnigen wahrscheinlich, als Opfer der Verführungen dieser Ketzerin, verhaften!" fuhr der Erzbischof mit dem vorigen Ausdruck verhaltener Freude fort. „Sie werden sich wiedersehen, nicht im Gefängniß, sondern im Gerichtssaal; bis dahin verräth sein Wahnsinn vielleicht mehr, als seine Vernunft."

Cordelia starrte einen Augenblick fast ungläubig in das Gesicht des greisen Prälaten.

„Ihr seid ein Priester des Gottes der Barmherzigkeit?" rief sie zitternd mit gefalteten Händen.

„Gewiß, Madame!" versetzte der Erzbischof.

Mit einem Ausdruck dumpfen Schmerzes neigte sie das Haupt.

„Ich kann Sie jetzt, in dieses Menschen Ge-

genwart, nicht bitten! Sie werden heut noch von mir hören!" murmelte sie, zu Mazarin gewandt, und ging hinaus.

„Das ist ein sehr gefährliches Weib!" sagte der Erzbischof nach einer Pause. „Was sie uns heut jedoch gesagt, kann dem Prozeß sehr nützlich werden. Sie scheint diese Ketzerin zu lieben — je nun! Sie mag sich über ihr Schicksal trösten; sie soll ihr nach!"

Cordelia geleitete indeß den Arzt und den unglücklichen Maler aus dem Gefängniß in das Asyl des Letzteren, und fuhr, nachdem sie von den Lippen des Doktors vernommen, daß unheilbare Tollheit die unausbleibliche Folge jedes gewaltsamen Eingriffs in dieses zerstörte Leben sein werde, in ihr Kloster zurück. Sie war erstaunt, am Portal desselben dem Marschall Villeroy zu begegnen; doch zu vertieft, um lange darüber nachzudenken, stieg sie in ihre Zelle hinauf und schrieb an Mazarin. Sie wiederholte in dem Brief ihr ganzes, schon einmal abgegebenes Zeugniß für die Unglücklichen; sie bat, sie flehte, sie verhehlte nicht ihre Kenntniß von Mazarin's geheimen Zwecken, und beschwor ihn um Gerechtigkeit. Sie wollte den Brief Niemandem anvertrauen; die stolze Cordelia trug ihn selbst in den Palast und gab ihn Cericotto.

Allein, wie sie gekommen, ging sie dann in ihr Kloster zurück, und achtete, in tiefe Gedanken versenkt, nicht auf die seltsame Bewegung, die sich in den Straßen der alten pfäffischen Stadt zu regen begann.

Cordelien's Brief traf Mazarin in keiner guten Stimmung. Der schon so gereizte König hatte der Scene zwischen dem Erzbischof und der Gräfin in seinem Versteck hinter der Tapetenthür beigewohnt, und Cordelien's beredtes Schreiben eignete sich nicht zum Beförderer der nützlichen Schandthat, die den Minister beschäftigte, und für die er nur einen, überall unter seinen Füßen einbrechenden Boden hatte. Entschlossen, ihre Bitten in nichts zu berücksichtigen, war er eben im Begriff, den Verhaftsbefehl Giovanni's auszufertigen, als die Thür sich öffnete und Ludwig XIV. zu ihm trat. Der König war bleich, wie am Morgen, seine noch immer ungeordnete Toilette, aller Etikette Hohn sprechend, vollendete den schrecklichen Eindruck der jungen, verheerten Züge; entschlossen trat er auf Mazarin zu. „Sie haben einen Brief der Gräfin; ich hab's erfahren; ich will wissen, was sie Ihnen geschrieben hat!“ — „Sie können es lesen, Sire!“ erwiderte Mazarin mit schneller Bereitwilligkeit; „sie plaidirt für ihre Schützlinge; wir sind

daran ja schon gewöhnt." Der König nahm den Brief und durchirrte ihn hastigen Blickes. „Ich habe nur sehen wollen," sagte er erleichtert, „ob sie sich selbst vielleicht zu einer Schuld bekennt, in diesem Falle würd' ich den Brief vernichtet haben; diesen hier behalt' ich zur Eingabe an das Parlament." — „O Sire," rief Mazarin — „Sie dauern mich wahrhaftig! glauben Sie denn, daß die Gräfin Ihnen diese Güte danken wird?" — „Sie wird mir nicht danken, aber sie wird mir auch nicht fluchen!" antwortete der junge Monarch. — „Und wenn sie wirklich die Geheimnisse des de Broc überkommen hätte, Sire?" fuhr Mazarin fort. Der König blickte einen Augenblick, wie rathlos suchend, umher. Endlich legte er die Hand an seinen Degen. „Ich bin jung — ich bin elend — ich bin freundlos!" sagte er, sich aufrichtend, aber mit einem Ton, der das Herz jedes fühlenden Menschen zerrissen hätte. „Ihr habt mich meiner Macht und meiner Sinne beraubt; ich muß Euch handeln lassen, wie Ihr könnt — Aber bei meinem Herzen und der Krone Frankreich schwör' ich dies Eine: Ich tödte mich, wenn der Gräfin Cordelia von Gaugain durch Euch Etwas geschehen sollte." — Er wandte sich und ging hinaus.

Siebzehntes Kapitel.

Der Cardinal begriff jetzt, gegenüber dieser ungeheuren Leidenschaft, daß es Zeit sei, den Gegenstand, der sie erregte, zu vernichten. Er hatte diesen Gedanken scheu vermieden und umgangen, so lang' die Flamme noch nicht im unberechnenbaren Wirbel, einzig im Geist und Herzen des jungen Monarchen geras't. Cordelia selbst war, auch für ihn, ein unbekanntes, geheimnißvolles Bild, an das er leichtsinnig gerührt, und das sich schnell an ihm gerächt; aber jetzt, wo die Funken über's Dach hinflogen auf fremde Wohnungen, jetzt, wo die rothe Lohe um sich griff, und er vor einer Zukunft schauderte, die er nicht mehr vorausbestimmen konnte, jetzt faßte er zäh und langsam die unwillkommene Aufgabe in's Gesicht. Zwar Ludwig's letzte Drohung verbot, selbst wenn man nicht an ihre buchstäbliche Erfüllung glaubte, jeden direkten Schritt gegen die Gräfin von Gaugain; sie heiligte

sie für jeden Unterthan des Königs, der sein Leben von ihrer Sicherheit abhängig machte; aber es blieb ein anderer — ein einziger Weg! — Ludwig selbst mußte sich gegen sie kehren, und zur guten Stunde erinnerte sich Mazarin, daß eine andere — die Leidenschaft des Herrschens, die Eifersucht des königlichen Bewußtseins — seiner unglücklichen Liebe für Cordelien Lurique in seinem Herzen vorangegangen sei.

Der Cardinal war überzeugt, daß in Cordelien's Geist Keime zu Thaten ruhten, welche mit oder gegen Ludwig's Willen, die Macht der Gesetze gegen sie in die Schranken rufen mußten; aber er konnte die Entwickelung dieser Keime nicht berechnen; sie konnte zu langsam für seine Pläne sein. Er gedachte also jenes geheimnißvollen Priesters; jenes Doppelgängers Ludwigs XIV.; es bedurfte eines Blickes auf sein Gesicht, um ihn dem König fürchterlich zu machen; es bedurfte eines Schrittes gegen ihn, um Cordelien zur Rache zu treiben; und dann! — — was an verhängnißvollen Umständen zusammentraf — Cordelien's nur halb aufgeklärtes Verhältniß zu de Broc und seiner Tochter — ihre gefährliche Herrschaft über das Schloß Gaugain — ihre Hinneigung zur Ketzerlehre — ihre hier und da verrathenen Correspondenzen — endlich ihre nahe Beziehung zu dem Mann,

von dem der Cardinal fest glaubte, daß er ein Bruder Ludwigs XIV. sei — das Alles, wenn mit Geschick benutzt, genügte, selbst ohne eine wirkliche Schuld ihrerseits, sie zu verdächtigen und zu verderben. Der Cardinal griff deshalb, um die Hände frei zu haben, mit desto größerem Eifer den Prozeß der Hugenottin an.

Es war an einem dunklen rauhen Morgen, als der Kerkermeister des Staatsgefängnisses von Toulouse Catharinen de Broc mit der Nachricht weckte, daß sie in einer Stunde im Justizpalast vor dem versammelten geistlichen und weltlichen Gerichtshof zu erscheinen habe. Sie nahm die Nachricht mit stumpfer Gleichgültigkeit entgegen, und folgte der ihr zugewiesenen Wache durch die Corridore des wüsten Gebäudes, an die freie Luft, wo ein von allen Seiten verhängter und von Gensd'armerie umgebener Wagen sie erwartete.

Der Platz vor dem Justizpalaste war mit Menschen gefüllt, welche, nur mühsam durch eine Pallisade von Hellebardierern zurückgedrängt, kaum einen Zugang zu dem Hauptportal gestatteten. Der Andrang war so groß, daß der Wagen in einiger Entfernung von dem Gebäude halten mußte. Die Gefangene stieg in Begleitung des Gouverneurs und zweier Hauptleute

aus, und schritt langsam durch das glitzernde Spalier der Hellebardierer, welches die gaffende Menge mit jeder Minute mehr verengte. Gefolgt von einer langen Reihe von Bewaffneten, gelangten sie endlich an eine niedrige, künstlich in Holz geschnitzte Thür. Catharina trat ein; die Hellebardierer schlossen den Eingang und bildeten eine Hecke vor demselben.

Die Angeklagte warf einen langen todten Blick auf die Scenerie rings umher. Der Saal war hoch, mit niedrigen Thüren; die Wände waren theils getüncht, theils mit Holzgetäfel verkleidet, und überall, gleich der gewölbten Decke, mit vergoldeten Lilienblumen übersäet. Die schmalen Spitzbogenfenster, ausgestattet mit dem Luxus des Mittelalters, der feierlichen, farbenreichen Glasmalerei, ließen so wenig Tageslicht eindringen, daß trotz der Morgenstunde hier und da einige Lichter brannten, deren Schein auf die kahlen Platten der Gerichtsschreiber fiel, welche, die Feder in der Hand, über große Papierstöße gebeugt, vor ihren schwarz verhängten Tischen saßen.

Die Angeklagte hatte kein deutliches Bewußtsein ihrer Lage, bis sie nach einigem Hin- und Herdrängen, unter einem verworrenen Geräusch, das sie betäubte, an eine Holzbank kam, auf welche man sie niederdrückte. Um sie herum bildete sich ein Halb-

mond von Partisanen. Sie besann sich plötzlich, wo sie sei. Langsam fuhr sie mit der Hand über die weit geöffneten Augen. Zwischen ihren schmalen Fingern hindurch starrte sie auf das vor ihr befindliche düstere und bis jetzt unbewegliche Bild. Vor ihr zur Rechten saßen in langen Reihen die Räthe vom Parlament in ihren schwarzen und scharlachfarbenen Roben. Ihnen gegenüber, in gleicher Ordnung, mit dem Erzbischof an der Spitze, das geistliche Gericht. Hinter dem Präsidenten, der in der düsterrothen Robe an einem besondern Tisch, von drei Lichtern beschienen, in der Mitte saß, gruppirten sich die Requetenmeister und der Magistrat der Stadt Toulouse. Weiter nach hinten, auf einer Estrade, Kopf an Kopf, saß eine Anzahl von Gerichtspersonen, deren letzte Reihen sich in der Dämmerung des Saals nur mit Mühe unterscheiden ließen. Ueber ihnen, bis an die Decke ragend, sah man ebenso undeutlich ein großes Kruzifix.

Ein kalter Schauer rann über Catharinen's gebrochenen Körper, als sie die Hände mit den klirrenden Ketten langsam sinken ließ, und suchenden Blicks die Menschenmenge durchirrte, welche, durch eine Doppelreihe von Pikenträgern von ihr getrennt, die hinteren Räume des Saals erfüllte. In halber Höhe der Wand, einen Halbkreis bildend, ruhte auf stei-

nernen Pfeilern eine Galerie, welche für das gewähltere Publikum aufbehalten war. Am rechten Ende lief sie in eine verhängte Loge aus, von deren Himmelsdecke herab zu beiden Seiten Draperien von blauem Sammt mit Lilien flossen. Große Wappenschilder mit der königlichen Krone zierten das Geländer und die Spitze des Baldachins. In dieser Loge, hart an der Brüstung, stand ein junger Mann in violetter Hoftracht, bemerkenswerth durch seine schönen, langen, mit vieler Sorgfalt gelockten Haare. Er war begleitet von einem zweiten, blendend gekleideten, alternden, aber noch sehr schönen Mann, welcher ihm von Zeit zu Zeit Etwas zuflüsterte, das er nicht zu beachten schien; er war augenscheinlich im Anschauen eines ihn ganz erfüllenden Gegenstandes versenkt; er stand und starrte über die Köpfe der sich unten drängenden Menge hinweg, nach dem Ende der Galerie jenseits des Saalraums. Die Angeklagte folgte diesem Blick und stieß einen Laut der Freude aus, bei welchem die Richter sich unter einander ansahen. Denn an diesem Ende der Galerie, links, der königlichen Loge gegenüber, stand eine große Frau in schwarzen Gewändern allein. Ihr bleiches und marmorschönes Gesicht, umrahmt von schwarzem Haar und schwarzen Schleiern, war mit steinerner Unbeweglichkeit auf den Platz ge-

wandt, wo sich die handelnden Personen des Drama's befanden. Bei dem Aufschrei der Angeklagten sah sie sie gebieterisch an; die Angeklagte wandte sich um und setzte sich auf ihren Platz. Cordelia blieb stehen.

Der Präsident erhob sich. Es ward still im Saal. Die Anklage ward verlesen. Sie dauerte eine und eine halbe Stunde und lautete auf Gotteslästerung, Zauberei, Majestätsbeleidigung, Blutschande und Hochverrath.

Die Gefangene hörte Anfangs mit augenscheinlicher Aufmerksamkeit zu; aber je weiter das mit aller rabulistischen Kunst verfaßte Schriftstück in die Tiefe ihrer vermeintlichen Verbrechen drang, je unfähiger ward sie, dem Zusammenhang zu folgen. Sie hatte sich Anfangs aufgerichtet, aber die erzwungene Spannung ihrer Nerven wich bald ihrer gewöhnlichen Apathie; gleichgültig, als höre sie hebräisch, sank sie zuletzt zusammen. Die offizielle Unbeweglichkeit der Richter schien von Zeit zu Zeit durch die Bewegung zu leiden, welche die Ungeheuerlichkeit der Anklage in der aufmerksam lauschenden Menge hervorbrachte. Man sah sich an — man athmete mit Mühe; man hob sich auf die Zehen, um die Angeklagte zu sehen, und blieb getäuscht, befremdet und gefesselt an der zarten, jungfräulichen, tief gebeugten Persönlichkeit

haften, in deren Erscheinung kein Zug mit den ihr zugeschriebenen, grauenhaften Verbrechen im Einklang stand. Am Schluß der Lesung brach ein unaufhaltsames Gemurmel aus der Versammlung. Der König, welcher sich mit verhaltener Ungeduld auf Mazarin's wiederholte Bitten gegen den Gerichtshof gewandt, stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und setzte sich. Cordelia allein stand regungslos auf ihrem Platz, aber mit einem Blick von solcher Macht, als ob er einem zehnfachen Auge entstamme. Sie war dem Publikum, wie dem Gerichtshof, sichtbar; und aus den Reihen der Richter stieg ein Etwas — ein Laut — eine Bewegung auf, die da bekundete, daß die bestochene Themis sich nicht wohl fühle unter dem gewitternden Auge dieser zürnenden Menschengestalt.

Der Präsident gebot endlich Ruhe.

„Angeklagte, Catharina de Broc, bekennt Ihr Euch der hier verlesenen Verbrechen schuldig oder nicht?"

Die Angeklagte erhob das Haupt. „Ich weiß von nichts — es war zu viel!"

„Ihr behauptet, nicht zu wissen, daß Ihr Gott gelästert und Zauberei getrieben, indem Ihr im Namen einer gottverhaßten und ketzerischen Confession Wunder gethan und Kranke geheilt habt?" fragte der Präsident.

„Ich habe Kranke geheilt, weil ich in mir die Kraft dazu zu spüren glaubte!“ antwortete die Angeklagte. „Daß die protestantische Religion Gott verhaßt sei, habe ich nicht gewußt.“

„Ihr leugnet ferner,“ frug der Präsident, „daß Ihr um die politischen Verbindungen der Ketzer des Landes und der Spanischen mit Eurem verstorbenen Vater gewußt, und folglich Euch des Hochverraths schuldig gemacht habt?“

„Mit meinem verstorbenen Vater?“ wiederholte die Angeklagte. Sie hörte zum ersten Mal vom Tode de Broc's.

„Ihr leugnet ferner,“ fuhr der Präsident fort, ohne sich weder um ihren Ausruf zu kümmern, noch eine Antwort zu erwarten — „Ihr leugnet ferner, die Brunnen und Felder der Katholiken besprochen und verhext, und die Schuld der Armuth und Theurung auf die Verschwendung Sr. Majestät des allerchristlichsten Königs und seiner Hofhaltung geworfen zu haben?“

Die Angeklagte zuckte mit einem Anflug von Verachtung die Achseln. Dem Präsidenten schien durchaus nichts an ihren Antworten gelegen zu sein. Er fuhr zu inquiriren fort.

„Ihr leugnet ferner, Euren eigenen Bruder, um

einen Helfershelfer Eurer Thaten zu gewinnen, durch blutschänderische Sinnenlust in den Wahnsinn getrieben zu haben?"

„Meinen Bruder!!" schrie Catharina auf.

„Und leugnet endlich, daß Ihr Hexenkünste gebraucht habt, um Euch das Wohlwollen und die Duldung des Grafen von Gaugain und seiner Tochter zu verschaffen?"

„Die Gräfin Cordelia ist in Toulouse!" rief Catharina. „Sie ist in diesem Saal! Man befrage sie!"

Dieser Ausbruch von Vernunft schien dem Präsidenten nicht ganz gelegen zu kommen.

„Da die Angeklagte im Leugnen beharrt," sagte er, sich von Cordelien's Seite wegwendend, „so schreiten wir zum Zeugenverhör."

Hier erhob sich Catharinen's Vertheidiger.

„Im Namen meiner Clientin frage ich, ob der Name der Gräfin von Gaugain sich auf der Liste der Zeugen befindet?"

Der Präsident runzelte die Brauen.

„Es handelt sich hier für's Erste um die Belastungszeugen aus einer früheren Zeit. Man wird allerdings später die Gräfin von Gaugain ersuchen, ihr Zeugniß über die Angeklagte abzulegen."

Bei diesen Worten wendeten sich zahllose Blicke

nach Cordelien's Galerie. Sie stand ohne Bewegung, aber mit demselben Blick — ein Stein, der Funken sprüht.

Der Vertheidiger setzte sich wieder. Die Zeugen traten, einer nach dem andern, vor. Mehrere Leute erschienen, welche von Catharinen geheilt sein und ihren Predigten beigewohnt haben wollten. Catharina kannte Niemand von ihnen. Die Leute widersprachen sich unter einander in ihren Angaben, und der Präsident sah sich mehrmals in Gefahr, einem Ausbruch des Unwillens von Seiten des Publikums zu begegnen.

Die Angeklagte fühlte, daß die Waagschale der öffentlichen Meinung zu ihren Gunsten sank.

Der Präsident fragte sie, ob sie die Aussagen der Zeugen im Wesentlichen bekräftige. Sie stand auf.

„Was sollen sie?" sagte sie — „Ich habe von Jugend auf mit meinem Vater ein irres Wanderleben geführt. Ich gehorchte ihm in allen Dingen. Er ist nun todt." — Sie hielt einen Augenblick inne. „Ich hatte Niemanden, als meinen Vater!" fuhr sie dann fort. „Lebte er noch, so würde er bezeugen, daß die Welt mir fremd war. Wir waren Hugenotten, und verfolgt. Ich predigte meine Religion einem unbekannten Volk und heilte Kranke in meinem Glauben."

„Und woher meint Ihr, daß Euer früherer Glaube stammte?“ fragte der Präsident.

„Mich jammerte das viele Elend in der Welt. Ich wünschte es zu lindern, und nahm vielleicht den Wunsch für eine Kraft.“

Ueber Cordelien's Antlitz glitt ein kurzer Sonnenstrahl bei diesen Worten. Nicht so über das des Präsidenten und der Richter.

„Euch muß doch Eure eigene Heimlichkeit aufgefallen sein!“ bemerkte einer der letzteren. „Die Unschuld versteckt sich nicht.“

„Herr, die Bekenner unserer Religion werden verfolgt, obgleich ich weiß, daß es Gesetze giebt, die sie beschützen sollen.“

„Ihr sprecht mit Euern Richtern!!“ unterbrach der Präsident in strengem Ton.

„Die ersten Christen kamen auch in Höhlen zusammen!“ fuhr die Angeklagte fort. „Ich hoffte mit meinem Vater auf das tausendjährige Reich. Wir wollten seine Mitbegründer werden.“

„Ihr wußtet nicht —“

„Ich weiß Alles!“ unterbrach sie mit nervöser Ungeduld. „Ich würde sagen, ich sei von meinem Vater gemißbraucht worden, aber ich will einen Todten nicht lästern.“

„Was brachte Euch denn zum Bewußtsein des Verbrecherischen Eurer Lebensart?"

Der Präsident sah sie an; sie stockte. „Ich erkannte es nie!" antwortete sie. „Ich verlor nur die Begeisterung. Seitdem — aber es war nur kurze Zeit — seitdem lebte ich in Uneinigkeit mit meinem Vater."

„Man sagt, Euer Vater habe Euch sehr geliebt."

Die Angeklagte blickte vor sich hin — „O nein!" sagte sie. „Daß er es nicht that — war mein Unglück!"

Der Präsident winkte einem Manne zu seinen Füßen, welcher ein vergoldetes Barett und ein schwarzes Gewand, eine goldene Kette um den Hals und eine Ruthe in den Händen trug.

„Das Corpus delicti!" befahl der Präsident.

Der Huissier erhob sich und brachte ein Kästchen von schwarzem Ebenholz herbei. Der Präsident öffnete es und winkte Catharinen.

„Angeklagte, erkennt Ihr diesen Ring?"

„Es ist mein Ring, mit dem ich heilte!" sagte sie, indem sie sich, um die Inschrift zu erkennen, über die ausgestreckte Hand des Präsidenten beugte.

„Woher hattet Ihr ihn?"

„Von meinem Vater; er hat früher meiner Mutter gehört."

„Erinnert Ihr Euch Eurer Mutter?"

Catharine bejahte. „Ich habe auch seitdem erfahren wer sie war!" setzte sie hinzu und schauderte.

Der Präsident nahm aus demselben Kästchen ein gemaltes Medaillon und hielt es Catharinen mit der Frage hin, ob sie die Züge erkenne.

Sie machte ein bejahendes Zeichen. „Hätt' ich's nur früher gesehen!" murmelte sie — „es wäre nicht so weit — wenigstens mit ihm nicht so weit gekommen!"

„Se. Eminenz der Cardinal Mazarin haben die Güte gehabt," fuhr der Präsident fort, „während der Voruntersuchung zu bestätigen, daß dieses Bildniß das der Signora Carlotta Andarini ist, eine Dame, die zu Zeiten Sr. Majestät Ludwig XIII. am Hofe zu Paris eine große Rolle spielte."

Das Medaillon cirkulirte in den Reihen der Richter.

„Bemerken Sie wohl, meine Herren," sagte der Präsident, „daß diese Dame vor ihrer Verbindung mit dem verstorbenen Chevalier Olivier Eustache de Broc die Gemahlin des Vicomte von Gaugain, Charles Lagieres, späteren Marquis von Beauchamp

war, mit welchem sie zwei Söhne hatte. Einer derselben ist der Marquis Jacques Lagieres von Beauchamp, gegenwärtig auf Schloß Gaugain, welcher sammt dem Grafen von Lurique auf heute eine Vorladung des Parlaments erhielt, welcher er nicht gefolgt ist" —

Cordelia machte bei diesen Worten eine Bewegung. Sie hatte nichts von dieser Vorladung gewußt.

„Der andere Sohn der Signora Andarini, der ältere, meine Herren" —

Bei dieser unerwarteten Wendung trat das Blut purpurroth in das blasse Gesicht der Angeklagten.

„Gnade, Barmherzigkeit, Herr Präsident!" rief sie mit gefalteten Händen.

Sie machte einen Versuch auf die Kniee zu stürzen; die Ketten hinderten sie daran.

„O Gott, o Gott!" — barmherziger Gott!" rief das beklagenswerthe Mädchen.

„Angeklagte, Catharina de Broc, bekennt Ihr Euch des vierten Punkts der Anklage schuldig?" rief der Präsident gebieterisch.

„O Giovanni!" schluchzte die Gefangene — „Freilich liebten wir uns, aber Gott ist mein Zeuge, daß wir nicht schuldig waren!"

Der Präsident hielt einen Augenblick inne. Der Vertheidiger der Angeklagten hatte sich ihr genähert und ihr eine Frage zugeraunt, die sie mit einer Bewegung der Entrüstung zurückgewiesen hatte. Unschlüssig ob der stummen Antwort verharrte er noch neben der Anklagebank, das Wort auf den Lippen festhaltend. Der Präsident bemerkte es. Beider Blicke verstanden sich. Beide sahen nach einem Ziel. Auf einer besonderen Bank saßen drei Aerzte, hinter ihnen eine Anzahl von Matronen. Die sich begegnenden Gedanken lagen klar zu Tage, aber die unverkennbare Gefahr machte Beide, Vertheidiger und Präsident, vor der Ausführung erbeben. Das Auditorium murrte; die Beiden nahmen ihre Plätze wieder ein; der Präsident seufzte und winkte dem Huissier. Gleich darauf öffnete sich die Thür im Hintergrunde des Saals. In Begleitung einer Eskorte von Gensd'armen erschien ein neuer Akteur auf der Scene.

Es war ein junger Mann von drei- oder vierundzwanzig Jahren, in eine Art von weißlicher Kutte gekleidet, bleich, mit den Zügen des Wahnsinns.

Er trat mit starren Blicken ein. Er sah vor sich die versammelte Menge.

„Seht, seht," sagte er mit einer grellen, er-

schreckenden Deutlichkeit — seht dort die untergehende Welt!"

Durch die Versammlung ging ein Murmeln des Entsetzens. Der Präsident erhob die Stimme:

„Angeklagte, erkennt Ihr diesen Mann?"

Das Mädchen blickte auf und stieß einen furchtbaren Schrei aus.

„Giovanni, Giovanni!" rief sie mit unbeschreiblichen Tönen.

„Sie stürzte vor. Nicht ihre Ketten, nicht der Widerstand der überraschten Partisanenträger hielten sie auf. Mit der Kraft des unwiderstehlichen und verzweifelnden Liebeswahnsinns stürzte sie dem andern Wahnsinnigen zu Füßen. Sie küßte seine Hände und seine Kleider. Sie lachte und schluchzte laut.

Der Wahnsinnige sah sie an; er fuhr über seine blasse Stirn — auch an seiner Hand klirrte der eiserne Schmuck der Gefängnisse. Er besann sich. Es war, als ob sich eine Wolke vor seiner Stirn zertheile. Er hatte sie erkannt.

„Catharine, geliebte Catharine!" sagte er endlich leise und mild.

Ein Mann hatte sich während dieser Scene in den Vordergrund gedrängt, der ihn mit angstvollen Blicken betrachtete. Als er die Worte des armen

Wahnsinnigen hörte, sagte er so laut, daß Jeder im Saal es hören konnte:

„Ich hab's gesagt! Er hätte geheilt werden können! Jetzt kann ich für nichts mehr stehen! Gott sei ihm gnädig!"

Es war der Irrenarzt von Sankt Hippolyt.

In den Reihen der Richter entstand eine Bewegung des Mißfallens.

„Ruhe!" gebot der Huissier.

Der Wahnsinnige hatte sich indessen unter einem Thränenstrom über die Angeklagte gebeugt.

„Wo sind wir? Was führt Dich her? Was suchen wir bei diesen Menschen?"

„Schande!" schluchzte sie, außer sich — „Schande, Verbrechen und Tod."

Der Präsident erhob sich in Bestürzung. „Man trenne sie!" rief er mit Hast.

Die Hellebardirer näherten sich von beiden Seiten. Umsonst! Die Angeklagte rankte sich mit ihren weißen Armen um den Hals des wahnsinnigen Geliebten. Giovanni hielt sie mit der Kraft der Rasenden fest. Die Ketten der beiden Unglücklichen hatten sich verwirrt in einander geschlungen.

„Sie haben mich ergriffen und angeklagt! sie halten mich fest und wollen mich tödten!" rief Ca-

tharine. „Sie sagen, ich hätte Dich um den Verstand gebracht! Sie sagen, ich hätte gewußt, daß Du mein Bruder seiest — —"

Dem Wahnsinnigen trat weißer Schaum auf die Lippen; seine Augen glimmten heller und heller. Der Arzt, welcher ihm gegenüber stand, sah deutlich, wie das letzte Band der Vernunft in diesem zerstörten Gehirn zerriß.

„Um Gottes und der Jungfrau willen!" rief er aus — „überlassen Sie mir diese beiden Unglücklichen auf eine einzige Stunde! Der Mann steht an der Grenze der Tollheit; man gebe die Angeklagte auf eine einzige Stunde frei!"

Der Präsident wandte sich gegen die Bänke der geistlichen Richter.

„Ich frage die hochwürdige Versammlung dieser ehrwürdigen Väter, ob die Gerechtigkeit dem Spiel des Satans, auf das Zeugniß dieses Arztes hin, freien Lauf lassen darf?"

Eine Stimme antwortete: „Man darf es nicht!" Es war die Stimme des Erzbischofs.

Ein neuer gewaltsamer Versuch, die beiden Liebenden zu trennen! Vergebens! Die Angeklagte stürzte besinnungslos an ihrem Gefährten nieder. In einem wilden Ausbruch von Tollheit ließ Gio-

vanni sie los und stürzte durch die entsetzten und fliehenden Hellebardierer gegen die Reihen der Priester. Ein hundertstimmiger Aufschrei des Entsetzens, Verwirrung und Flucht. Der König beugte sich über die Brüstung seiner Loge, und rief etwas herab, das nicht verstanden wurde. Der Präsident hob die Sitzung auf.

Achtzehntes Kapitel.

Giovanni war verloren. In seinem Gefängniß ras'te er bei jeder menschlichen Annäherung. Kaum wagte sich sein Kerkermeister zu ihm hinein. Cordelia kam in seine Zelle; er erkannte sie nicht. Catharine empfing die Kunde seines Zustandes mit dumpfem Schweigen. Sie hatte sich zum letzten Male aufgerafft. Sie hoffte zu sterben und litt nicht mehr. Einige Tage vergingen, bevor man eine neue Gerichtssitzung anzusetzen wagte. Man konnte sich nicht verhehlen, daß die erste einen überaus ungünstigen Eindruck im Publikum hervorgebracht; man brauchte eine kurze Zeit, ihn zu verwischen.

Doch als nach einer Woche eifriger und meist geheimer Thätigkeit endlich eine neue Sitzung anberaumt ward, begann Tag für Tag das lange, entsetzliche Schauspiel jener juridischen Martern, die über den unseligen Geist eines unschuldig Verklagten aus

jeder Windung des unsaubern Rechtsganges niederbrechen, bis der vorausbestimmte Armesünder den Muth zur Vertheidigung verliert, bis er, müde, der guten Meinung jedes Entlastungszeugen flucht, und endlich nur noch wünscht, es wäre erst zu Ende. Wohl nie erschöpfte ein Prozeß mehr die Geduld des Angeklagten, wie des Publikums; niemals wurde mit glänzenderer Kunst Beweis auf Beweis gehäuft, um eine Schuld darzulegen, die nichts desto weniger im Bereich der Mystik blieb — niemals mit größerem Geschick und größerer Frechheit zugleich die Jurisdiktion barbarischerer Jahrhunderte mit der aufgeklärteren der damaligen Zeit vertauscht, gleichsam um den antiquirten Fall mit desto grelleren Schlaglichtern zu beleuchten. Nie war die Sprache eines Gerichtshofes unverständlicher und imponirender gewesen. Und mit allen diesen Hülfsmitteln — unterstützt von dem Mangel an Entlastungszeugen — (der Graf von Lurique und der Marquis von Lagieres waren, wie der Präsident in einer seiner Reden mit Ausdrücken lebhaftesten Bedauerns bemerkte, auf eine wiederholte Vorladung nicht erschienen —) mit allen diesen Hülfsmitteln bewies man endlich was man wollte, zu Ehren der Kirche und der allein seligmachenden Religion.

Am letzten Tag, als schon die Akten zum Schluß

bereit lagen, forderte man die Gräfin Lurique vor die Schranken. Es war die größeste Ironie, es erst jetzt zu thun; aber es hatte so geschehen müssen, um ihre Aussagen gefahrlos zu machen. Alles, was sie zu Gunsten der Angeklagten vorbringen konnte, war im Voraus paralysirt. Jede ihr bekannte Thatsache war bereits erörtert. Sämmtliche Punkte der Anklage waren juristisch bewiesen worden. Man forderte das Zeugniß der Gräfin nur, wie man das des Grafen und des Marquis Jaques gefordert zu haben vorgab — um keine Pflicht gegen die Angeklagte zu versäumen. Cordelia glaubte nicht an jene beiden Vorladungen. Sie wußte, daß ihr Vater aus Loyalität auf das erste Zeichen erschienen sein würde. Und sie war froh, daß er nicht kam: — was hätte seine Abwesenheit von Gaugain ihm selbst nicht schaden — was sein unvollkommenes Zeugniß der Angeklagten nützen können? — Denn Cordelia erkannte klar die Nutzlosigkeit ihrer eigenen Vorladung; sie mochte sagen was sie wollte — Catharine war vor dem Gerichte schuldig und hatte, selbst nach der Ueberzeugung des wankelmüthigen und leicht getäuschten Auditoriums, das Leben verwirkt!

Das Erscheinen Cordelien's machte nichts desto weniger einen tiefen Eindruck. Ihr schönes und sonst

bei allem Ernst so hinreißendes Gesicht trug einen kalten, bittern, unheilverkündenden Ausdruck. Kerzengrade, wie immer, noch etwas starrer, die Augen selten, fast nur in Blitzen aufgeschlagen, blieb sie stehen.

Der Präsident erhob sich und verneigte sich gegen sie. Er that es, denn der König stand oben in seiner Loge; man wußte in Toulouse, was sie dem König war.

„Gräfin von Lurique," sagte er in einem Ton, der an Demuth grenzte — „wir ersuchen Sie, vor diesem hohen und erlauchten Gerichtshof der Wahrheit gemäß Zeugniß abzulegen für oder wider Catharine de Broc, über Alles, was Sie während ihres Aufenthaltes zu Gaugain von ihr gesehen und erfahren haben."

Cordelia stand und schwieg. Der Präsident mußte seine Frage wiederholen. Sie sah ihn an, und wandte dann das Auge auf die Angeklagte, welche in ihrer dumpfen Gebrochenheit, die Hände auf den Knieen, den Kopf auf die Brust gesenkt, erschöpft und theilnahmlos auf ihrem Platze saß. Es war ein gebieterischer und magnetischer Blick, der den des Präsidenten zwang, ihm zu folgen und eine halbe Minute lang auf Catharinen zu haften.

In kaltem Tone sprach sie dann:

„Ich habe vor drei Monaten, beim Beginne dieses Prozesses, dem König wie dem Parlamente eine Fürbitte für die Gefangene eingereicht, welche ein wahrhaftiges und so vollständiges Zeugniß über dieselbe enthält, wie ich es zu geben vermag. Ich wüßte nicht, was ich einem Gerichtshof gegenüber hinzufügen sollte, der mit der Absicht zusammenkam, eine Unschuldige zu verdammen."

Sie sagte es unbewegt. Um sie her entstand eine wortlose Bewegung der Ueberraschung, des Entsetzens, der Wuth.

Ein Theil der Richter erhob sich von seinen Sitzen.

Der Präsident faßte sich allein. Er hatte Mühe, die Ordnung herzustellen.

„Gräfin, bedenken Sie sich; Sie sprechen unter dem Einflusse des Dämons, welcher diese beklagenswerthe Verbrecherin beherrscht!"

„Ich spreche, was ich denke!" antwortete Cordelia ruhig; „ich kam hierher, um es zu thun. Ich kenne genug vom Rechtsverfahren meines Landes, um zu wissen, was ich von diesem Prozeß und von der Appellation an mein Zeugniß zu halten habe. Ich würde versuchen, an dieser Stelle das Gewissen der Richter anzurufen; indeß — — es ist Euch für die empörte,

nach Glaubensfreiheit verlangende Provinz um das Schauspiel eines Autodafé zu thun!"

Sie schwieg. Sie war bleich wie der Tod. Beinah noch bleicher waren rings umher die Richter.

„Es könnte geschehen, daß aus der Zeugin eine Mitschuldige würde!" sagte die eisige Stimme des Erzbischofs.

„Wenigstens," fügte der Präsident mit verhaltener Wuth hinzu — „mag die Gräfin Cordelia von Lu-rique bedacht sein, ein Wort des Königs, welches sie schützt, noch lange in Kraft zu erhalten."

Ein heller Blick furchtloser Verachtung brach aus Cordelien's Augen auf die Richter nieder. Von oben herab sah sie sich um, als wolle sie fragen, ob Häscher und Ketten für sie bereit und in der Nähe seien. Zerschmettert von der fürchterlichen Majestät dieses stummen Spiels, blieben die Richter bewegungslos auf ihren Plätzen. Da endlich, allmälig, schien der heißfluthende Schmerz die Eisrinde stolzer Nichtachtung in Cordelien zu brechen. Ihr Auge, von einem flüchtigen Thränennebel verschleiert, wanderte, wie zum Abschied, auf die Unglückliche zurück, die sie nicht zu retten vermocht.

„Ich würde ihr einen Dolch schicken," sagte sie,

laut wie oben, „wenn sie nicht längst schon eine Leiche wär'!"

Sie senkte das Haupt in ihre schönen, gerungenen Hände, und ging langsam hinaus.

Hinter ihr zurück, mit heißer Stirn, als wäre vor aller Welt das Brandmal darauf gedrückt, blieben die bestürzten Richter.

Neunzehntes Kapitel.

Am Ausgang des Justizpalastes stieß Cordelia auf Valmarina und den protestantischen Geistlichen. Beide hatten sie hier erwartet. Beide hatte die Drangsal der Zeit zu Gefährten gemacht; der Katholik scheute die Gemeinschaft der Ketzer nicht mehr; die alte thörichte Furcht war hin in dem Gedanken an sie und die Gefahren, welche sie umgaben! Angstvoll hatten sie sie begleitet; auf ihr Geheiß waren sie draußen zurückgeblieben; endlich, allein, wie sie gegangen, erschien sie unter dem Portal. Sie wankte ein wenig. Sie war verändert. Ohne zu sprechen winkte sie den beiden Priestern. Die Rechte auf Valmarina's Arm — die Linke auf den ihres hugenottischen Freundes gestützt, das Haupt tief auf die Brust gesenkt, wandelte sie langsam und still hinaus zur Stadt, über die Wälle, durch die fallenden Blätter des Herbstes. Gleichviel wohin! — In der

Richtung, die der durch zufällige Laune gelenkte Fuß gerade einschlug, gingen die Drei, ohne zu reden, ohne sich anzusehen, in einen Gedanken versunken. Der Abend kam; Cordelia richtete sich endlich auf: — „Es wird Zeit sein, daß wir umkehren! kommt!“ — Sie lehnte sich fester auf die stützenden Arme und beschleunigte den Schritt. Sie kamen an die Stadt zurück und schon von Weitem hörten sie das Klingeln und Läuten der Prozessionen.

„Hört Ihr es?“ sagte Cordelia — „es ist etwas Großes geschehen; sie danken Gott!!“

Sie war sich selbst zurückgegeben. Die Arme ihrer Begleiter loslassend, richtete sie sich in der vollen Kraft und Majestät ihrer königlichen Gestalt empor; stolz, furchtlos und still, in ihren schwarzen Mantel eingehüllt, schritt sie den Priestern voran durch die dunkelnden Gassen. Der Ort war belebter wie sonst; es setzte Etwas die Bevölkerung in Athem; Cordelia sah es und wußte, was es war. Alle Glocken läuteten. Die Kirchen waren erhellt. In jeder Straße begegneten ihr singend und betend bei Fackelschein Züge von frommen Brüdern und Schwestern.

Das größeste Gedränge war um den Justizpalast. Cordelia hielt inne.

„Was giebt es?“ fragte sie einen Bürger, der, aus dem Palast kommend, hart an ihr vorüberging.

„Sie haben die Ketzerin verurtheilt!“ antwortete der Mann. „Hier auf dem Markte nebenan richten sie den Holzstoß auf; da stehen sie nun und gaffen.“

„Wann soll sie brennen?“ fragte Cordelia unnatürlich gefaßt.

„Wann es dem Könige beliebt; heut Abend brennt ihr Conterfei! Das Todesurtheil ist noch nicht unterschrieben, Madame!“

„Was hat man über ihren Mitgefangenen, den Wahnsinnigen, bestimmt?“

„Er ist freigesprochen, Madame! — aber da er von der Zauberei angesteckt ist, hat man ihn Landes verwiesen.“

„Ich danke Euch!“ sagte Cordelia und wandte sich nach dem Markt.

Es war nicht leicht, hier durchzudringen. Eine zahllose Menge Volks erfüllte den engen Platz; man mußte, um vorwärts zu kommen, sich den Wellen einer ihrer Strömungen überlassen. Hier und da öffneten sich die Reihen, um eine der zahlreichen Prozessionen durchzulassen, welche seit dem Mittag die Straßen der Stadt durchzogen. Die Glocken läuteten fort.

Unter dem schwülen bleischweren Himmel, aus dem von Zeit zu Zeit einzelne Regentropfen niederfielen, stand diese Menge von menschlichen Wesen und gaffte einen Holzstoß an, der in der Mitte des Marktes, umgeben von einer schützenden Hecke blitzender Partisanen, unter den Händen dreier Henker langsam in die Höhe wuchs. Cordelia sah Frauen und Kinder mit aufgestreiften Aermeln Scheite zutragen.

„O, eine Stimme von Erz, um diesem Volk zu zeigen, was es thut!" rief Cordelia mit einem Ausbruch wilden Schmerzes. „Einen Arm von Eisen, mit Donnern bewehrt, um die, die es mißleiten, zu vernichten!!"

Der Ausruf ward gehört. Ein Dutzend Köpfe wandten sich aufhorchend dem Platze zu, von wo er kam. Cordelia sah eine Gruppe sich um sie bilden. Man starrte die Schönheit dieser in Elfenbein gemeißelten Dolorosa an, auf deren schwarze Gewänder der düsterrothe Schein der um den Holzstoß sich bewegenden Fackeln vorüberziehende Glutstreifen warf. Einige Gesichter trugen den Ausdruck der Verwunderung, andere den der Furcht.

„Ihr glaubt, daß eine Verbrecherin auf jenen Holzstoß steigen wird!" — fuhr Cordelia mit lauter

Stimme fort; „Ihr irrt; es ist ein schuldloses Kind, an dessen schrecklichem Ende die Großen der Welt Euren Fanatismus entzünden wollen.“

„Wer ist die Frau? — Was spricht sie?“ rief eine Stimme.

„Wahrheit!“ antwortete Cordelia.

Der Lärm und das Gewimmel wurde größer. Unter allem Volk drängte sich die Kutte eines jungen Priesters mit tief in's Gesicht gedrücktem Hut hart an Cordelien heran.

„Ein Baalsopfer!“ fuhr sie fort — „ein Baalsopfer, angezündet dem Götzen der Unwissenheit, der Grausamkeit, der Tyrannei, zu dessen Dienst die Priester und Könige unserer Zeiten Euch verdammen wollen.“

„Hört! hört! — Eine Begeisterte!“ rief eine zweite Stimme.

Cordelia hielt inne. Das Volk schaarte sich in immer dichteren Reihen um sie herum.

Der Oberst der Hellebardierer, der hart am Holzstoß hielt, ward aufmerksam und blickte umher. Er sah Cordelien's große Gestalt die Menge überragen. Er kannte sie.

„Im Namen des Königs, Ruhe!“ gebot er laut. Ein Trommelwirbel unterstützte die Wirkung seines

Rufes. „Ruhe!“ wiederholte er dann lauter. „Gräfin von Lurique, Sie werden wohl thun, zu schweigen!“

Bei dem gefürchteten und verrufenen Namen der Gräfin von Gaugain wich das Volk bestürzt nach allen Seiten aus. Es entstand ein Gemurmel: „Die Zaubergräfin! — Die Ketzerliebe! — Die Hexe von Gaugain!“

So klang es rings herum in einem Kreis, der immer weiter wurde. Die beiden Priester blieben allein neben der neuen Angeklagten auf dem Platz.

Cordelia warf einen langen Blick auf die Zurückweichenden. Es war der Blick des Propheten, der über die Versunkenheit seines Volkes weint. Dann senkte sie das Haupt. Die Arme der beiden Priester zurückweisend, wandte sie sich und schritt hinweg. Das Volk bekreuzte sich und wich ihr aus. Man ließ sie ungehindert gehen.

Die beiden Priester folgten. Man kam am erzbischöflichen Palast, an den Fenstern vorbei, hinter denen der König wohnte. Cordelia fragte die Wache, ob Se. Majestät anwesend sei; die Wache bejahte, und sie überschritt die Schwelle.

Am Eingange des königlichen Vorzimmers trat ihr der dienstthuende Edelmann entgegen. Er fragte nach ihrem Namen und Begehr. „O — Gräfin

Cordelia von Lurique!" sagte er zurücktretend. „Es thut mir leid, aber Se. Eminenz hat Befehl gegeben, binnen 8 Tagen weder Sie selbst, noch Abgesandte und Bittschriften von Ihnen zu empfangen."

„Ich will, ich muß den König sehen!" rief sie aus; „melden Sie mich; er wird mich empfangen!" —

„Ich glaube wohl!" entgegnete der Edelmann mit leichtem Lächeln; „aber wir Edelleute des Königs haben uns in Bezug auf die Palastordnung an Se. Eminenz zu halten; ich darf Sie nicht melden, Gräfin Cordelia."

„Genug!" rief sie und eilte hinaus. „Ich werde Mittel finden, ihn zu sprechen!" — Sie eilte, eilte fort; die beiden Priester ihr zur Seite. Sie kamen an der Pforte des Theresienklosters an. Der protestantische Geistliche klopfte.

„Was thun wir denn noch hier?" sagte sie — „ich bin gezeichnet, das wußt' ich ja! — Vergesse ich es denn noch immer?"

Man öffnete. Sie überschritt die Schwelle. Das Thor schloß sich hinter ihr. Die beiden Priester blieben stehen. „Mir ahnt ein Unglück!" sagte der Protestant.

Der Jesuit erwiderte nichts. Mit der Spitze des Fingers prüfte er eine unter seinem Mantel verbor-

gene Waffe. Dann hüllte er sich ein bis an die Stirn und setzte sich auf eine Steinbank in einer Mauernische.

„Ihr wollt hier bleiben?“ fragte der Protestant.

„Ja!“ antwortete Valmarina.

„Ich bleibe bei Euch! In meiner Seele ist Angst!“

„Ich dank' Euch! — dank' Euch!“ sagte Valmarina.

In diesem Augenblick erschien Licht in der Pforte. Man hörte Schlösser knarren. Die Thür ging auf. Eine Gestalt trat heraus und blieb ein Paar Schritte von der Pforte regungslos stehen.

Die beiden Priester erkannten sie.

„Cordelia!“ rief Valmarina auf, und zu ihren Füßen fliegend, — „Ihr kommt zurück, Cordelia! Wohin? —“

„Wohin?“ wiederholte sie.

Sie stand einen Augenblick ohne zu sprechen.

„Valmarina!“ sagte sie dann plötzlich, indem sie seine Hand ergriff. „Ihr habt mir einst gesagt, daß Ihr mich liebtet. Ich kenne Eure Leidenschaften nicht; ich habe vielleicht zu hart darüber gerichtet; ich will es jetzt an Euch erfahren, ob man sie verehren oder verachten muß.“

Mit einem Schauer drückte der Priester diese oft so heiß begehrte, diese wunderschöne eiskalte Hand.

„Was soll ich thun? Gebietet über mich!“

„Verschafft mir drei — vier Pferde noch diese Nacht, und bringt sie an den Ort, den ich Euch sagen werde. Sodann verschafft Euch eine weltliche Verkleidung. Eure Züge sind zu auffallend wegen einer gewissen Aehnlichkeit. Ich werde Euch in den nächsten Tagen oftmals bitten, über Dieses oder Jenes Erkundigungen einzuziehen; es muß ohne Aufsehen geschehen können.“

In diesem Augenblick schloß sich die Klosterpforte hinter der Gestalt einer zweiten Frau, einer Dienerin, welche Cordelien begleitet hatte.

„Ich bin verbannt von hier!“ sagte sie dann, ohne Erregung, nach kurzer Pause. „Ich habe es längst vorausgesehen. Man hat die mir ehedem geneigte Aebtissin ängstlich gemacht meinetwegen; ich glaube zu durchschauen, welche Hände dabei im Spiele sind. Ich hatte Freiheit bis morgen Abend hier zu bleiben.“ Sie lächelte. „Die armen Nonnen! Nein! Sie sollen meinetwegen nicht leiden! Ich gehe heut. Wohin kann nicht die Zaubergräfin von Gaugain — mein Gott! — wo fände sie nicht einen Zufluchtsort? Am Nordende der Stadt, da, wo wir heut ge-

gangen sind, liegt ein verlassener Thurm, frei auf dem Feld, mit ziemlich gut erhaltenen Wänden. Er schützt mich wohl auf einen Tag oder zwei."

„Aber wozu, Cordelia, wozu?"

„Ich will das Ende dieses Trauerspiels von Toulouse erleben, und meine Rolle darin ausspielen, Baptist!"

„Ihr habt noch einen Rettungsplan für diese Unglückliche?"

„Ich werde ihn Euch morgen mittheilen!" antwortete Cordelia.

„Unmöglich!" rief der Protestant. „Gräfin, Ihr habt zu viel gegen Euch selbst gethan; Euch droht hier Lebensgefahr; Ihr müßt von hier hinweg!"

„Ich werde bleiben!" entgegnete Cordelia gelassen; „es ist kein Grund zur Furcht vorhanden; es sind nur die Glücklichen, die sterben, mein Freund."

Zwanzigstes Kapitel.

Am folgenden Tage, gegen den Mittag, erschien der Cardinal in den Zimmern des Königs. Er war allein, aber in festlichen Gewändern. Der König lag im Bette, unthätig, obgleich neben einem Tische voller Papiere und mit einer Feder in der Hand. Seine verwachten Augen ruhten auf einem großen Pergament, das vor ihm auf einer Mappe lag. Es war das Todesurtheil Catharinen's.

Indem der Cardinal eintrat, schlossen sich, ihm gegenüber, die Vorhänge einer anderen Thür. Der König ließ die Feder fallen.

„Ich bin krank!“ sagte er zu Mazarin.

Mazarin heftete auf ihn einen seltsamen Blick — den Blick des Siegers, der nicht weiß, ob er seinen Triumph verbergen soll, ob nicht.

„Wer ging soeben von Ihnen, Sire?“ —

„Der Marschall Villeroy, Ew. Eminenz.“

„Sie haben gearbeitet, Sire?"

„Sie haben mir das Todesurtheil der de Broc zur Unterschrift gesandt."

„Kann ich es mit mir nehmen?"

„Es ist noch nicht unterschrieben. Das erste Todesurtheil!" murmelte der König.

„Sire!" sagte Mazarin gleichgültig, „Sie müssen sich daran gewöhnen; es wird nicht das letzte sein."

„Ich will es mir noch überlegen! Es ist nicht Alles rein zugegangen bei diesem Prozeß."

„Sie schwanken noch?" rief Mazarin, und seine tückischen Augen blitzten zornig. „Haben Sie, der Religion zu lieb', eine solche Tragödie aufgeführt, um dem heilsamen Schauder im letzten Akt die Spitze abzubrechen?"

„Ich will Edikte gegen die Ketzer erlassen; das Mädchen will ich begnadigen! Erbarmen für das arme Geschöpf!"

„Erbarmen für schwachherzige Herrscher! Sire, bis morgen muß das Urtheil unterschrieben sein."

Der König sprang empor und sank wieder zurück. Es war so! — Er war gebrochen. Er fühlte es. Er knirschte, und ertrug's.

„Sollte Ihr Gewissen wegen dieses Mädchens noch nicht beruhigt sein," fuhr Mazarin fort, „so

wirkt vielleicht das nachträgliche Zeugniß des Grafen Lurique günstig auf Sie, den Sie von morgen ab, so Gott will, im Fort St. Cachis nach Ihrer Bequemlichkeit verhören können."

„Auch das noch!" rief der König.

„Ich habe Kundschaft ausgeschickt; der vermeintlichen Gerichts-Vorladung folgend, kommt er, und hoffentlich in Begleitung Lagieres, diese Nacht über Castelnaudary und St. Courtin auf die Straße von Toulouse; bei St. Courtin überfallen ihn meine Reiter."

„Gefangen! — ihr Vater! —" murmelte Ludwig. „Er war mein Gegner, aber ich hatte ihm vergeben!"

„Er war mein Freund!" versetzte Mazarin; „indeß — Gaugain muß fallen."

„Und Cordelia — Cordelia?"

„Sire, sie wird Ihnen Anlaß geben, gnädig zu sein. Allein, verlassen, schutzlos, ihr Vater gefangen, ihr Schloß überrumpelt, sie selbst als wahrscheinliche Inhaberin von Geheimnissen, die nur Ihr Wille, Sire, der Gerechtigkeit bis jetzt zu untersuchen verboten, bedroht von einem Criminalprozesse, geschützt allein durch Sie!"

Der König bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Aus dem Theresienkloster ausgewiesen auf Befehl des Erzbischofs, hat sie ihr Obdach, wie zum Hohn, auf einer Thurmruine genommen — doch Villeroy hat Ihnen das erzählt! — — Nun, Sire, ich könnte Ihnen das Todesurtheil bis morgen früh lassen, indessen ist es besser, daß Sie gleich jetzt unterschreiben; es erspart Ihnen unnütze Qual.“

Der König nahm die Feder, unterzeichnete und sank in die Kissen zurück. Der Cardinal betrachtete ihn eine Minute lang mit stillem Lächeln; dann nahm er das unterschriebene Urtheil und ging leise und ohne daß Ludwig XIV. es merkte, hinaus.

Es war das letzte vor der Aera des Vernichtungskampfes gegen Cordelia von Gaugain. Der König ahnte, was er nicht wußte.

„Allein — verlassen — verloren!“ murmelte er — „bedroht von einem Criminalprozesse — geschützt allein durch mich!“

Er sprang auf. Er warf sich in wilder Erregung auf den Boden. Wenn er sie schützte, mußte sie ihm danken! — Villeroy hatte sein Wort gelös't. Sie war allein! — allein! — in seine Gewalt gegeben, wenn er es wollte! Das Maß war voll! die tödtlich gespannten Nerven rissen und zuckten; er faltete die Hände und rang sie wund; er stieß die Stirn gegen

die scharfen Ecken der Zimmergeräthe; er suchte in physischen Schmerzen Zerstreuung von seiner Leidenschaft, und fand sie nicht.

Allmälig aber kamen andere Regungen. Er war noch jung. Er war noch nicht verhärtet. „Allein — verlassen — verloren!" Das hatte dieser Cardinal gesagt, dieser Cardinal, der vor Männern eine Memme, unerbittlich war, wenn Weiber und Kinder seine Gegner waren! Verrathen, schutzlos, elend das königliche Weib, dem er den Erdball zu Füßen gelegt, wenn er ihn besessen — das er zur Herrscherin seiner selbst und seines Volkes, zur Genossin seines Throns erwählt haben würde vor allen Königstöchtern! Ein Sieg, der seinem Stolz statt eines Triumphes Schmach verhieß! — „O Rettung, Rettung, Rettung!" schrie es in ihm auf.

Es war Abend. Der König befahl Pferde zu satteln. Als er aus seinem Schlafgemache trat, war er bleich wie ein Wachsbild; nur seine Augen brannten in ihren Höhlen, wie zwei ruhende Feuerräder. Der Marschall Villeroy begleitete ihn.

Gefolgt von einem zweiten Cavalier ritt er hinaus zur Stadt. Die Sonne neigte sich zum Untergang hinter den Bergen. Hell und blutig beglänzt lag nach Nordosten zu die Straße von Castelnaudary.

Es war ein schwüler Abend. In den Herbst hinein waren plötzlich die Tage des Nachsommers getreten; das dürre Laub raschelte in vergeblicher Sehnsucht, wieder frisch zu werden. Hinter den Bergen zog ein Gewitter auf.

Am Nordende der Stadt lag der bewußte Thurm.

Der Marschall ritt als Führer voran. Als Ludwig den Thurm erblickte, befahl er Villeroy zu halten, und sprengte allein zu dem verhängnißvollen Ziel. Angelangt, hielt er einen Augenblick still. Dann klopfte er besinnungslos. Ein altes Gemäuer war der Thurm; er mochte als Pulverkammer und Warte zugleich gedient haben. Die Plattform war am Nordende durch einen Altan erweitert, der auf schrägen Eisenstäben ruhte, welche von der Thurmmauer aus, wie Arme eines doppelgliedrigen Skeletts, sich in die Höhe streckten; am äußersten Rande des Altans hob sich ein großes Holzkreuz hinein in die flammende Luft.

Man öffnete nicht gleich. Der König warf einen Blick auf das alte, seltsame Gebäu, auch auf die Pforte, vor der er stand — ein wurmstichig Gefüge von Brettern, riegellos, verschlossen, wie es schien, mit einer Kette.

„Oeffnet!" rief er so laut, daß, in dem großen Schweigen rings umher, Jeder es hören mußte.

Er schwieg. Ein tödtliches Herzklopfen raubte ihm zwei Minuten lang den Athem. Dann sah er durch eine Mauerritze ein Licht erscheinen. Die Kette rasselte an der morschen Thür.

„Wer stört uns?“ sagte eine Frauenstimme. Der König kannte sie nicht. Sie gehörte Cordelien's Dienerin.

„Oeffnet!“ wiederholte der König. Er sprang vom Pferde. Ein Faustschlag gegen die Pforte machte, daß sie aufsprang. Die erschreckte Dienerin fuhr zurück und ließ das Licht fallen, das augenblicklich erlosch. Der König achtete nicht darauf. Vor ihm erhob sich eine Treppe. Er stieg hinauf. Ein zweiter Lichtschein leitete ihn. Der obere Raum hatte zwei Abtheilungen; eine augenscheinlich nur angelehnte Thür bot dem Vordringenden kein Hinderniß. Es giebt Augenblicke, in denen wir unsere Entschlüsse mit fast übernatürlicher Sicherheit ausführen, weil wir es bewußtlos thun. Mit einem Schritte war der König an der Thür und stieß sie auf.

Da, plötzlich blieb er stehen. Er sah vor sich einen nackten, kahlen Raum. An der Wand, der Thüre gegenüber, befand sich ein Haufen Stroh, mit einer Decke überdeckt. Auf diesem Bett der Märtyrer, von einer zweiten Decke halb verhüllt, lag ein schönes

Weib mit langen schwarzen Haaren. Auf einem Holzstumpf neben ihr stand ein eiserner Leuchter. Sie hatte eine Bibel in der Hand.

„Cordelia!“ rief der König, und starrte sie an. „Cordelia!“ wiederholte er, und stürzte auf die Kniee. Er sah nichts mehr. Der Thurm und das Licht und die Gestalt des blassen Weibes mit der Bibel wirbelten vor seinen Augen in einem glühenden Kreis.

Cordelia sprang auf; die Decke fiel von ihren Schultern. Eine Sekunde lang beschien der rothe Strahl des Lichts die göttergleiche Form dieses makellosen Menschenbildes. Dann kam der Wellensturz des schwarzen Haares und verschleierte sie. Sie streckte die Hand aus und ergriff den Mantel, der neben ihr am Boden lag.

„Was wollen Sie?“ rief sie mit flammenden Augen.

Der König stand auf und schloß die Thür. Neben ihrem Bett blieb er stehen. Seine Augen irrten über das tadellose Antlitz, hinunter mit dem lang herabwallenden Scheitelhaar, hinunter auf die, Mantel und Decke fassenden und in trotziger Frage auf das Bett gestemmten Hände.

„Cordelia, beichte mir, bist Du in eine Verschwörung gegen mich verflochten?“

„Man hat mich das bereits gefragt; warum, wenn ich verdächtig scheine, bin ich noch frei?"

„Cordelia, Cordelia — — Cordelia, ich liebe dich!!" kreischte das unglückliche Kind. „Sei meine Königin, sei meine Gemahlin, nimm mich, mein Land und meine Krone, und verstoß' mich nicht!"

Cordelia zitterte, aber nicht vor Furcht.

„Wahnsinn!" rief sie mit kalten Lippen. „Verlassen Sie mich, Sire! Ich bin ein Weib."

„Du bist das Weib, das ich vergött're! Fühl' es, fühl' es, Cordelia!"

„Habt Ihr mich darum aus dem Kloster verstoßen lassen? Ich hab' Euch gestern gesucht. Ich hatt' Euch Etwas zu sagen! Thörin ich! Als ob Ihr könntet was Ihr wollt — als ob Ihr wolltet, was Ihr könnt."

„Cordelia, Cordelia! Du verdammst mich, aber hinter dieser Jugend liegen Leiden, von denen Du nichts weißt."

Mit einer schnellen Bewegung schloß Cordelia das Gewand, welches sie während dessen um ihre Gestalt geworfen.

„Genug!" sagte sie und stand auf.

Der König ergriff eine ihrer langen Flechten und

drückte die Lippen darauf. Sie hatte sich aufgerichtet wie eine Kerze; er hielt sie fest.

„Sieh!" murmelte er, „ich will Dir Alles gestehen; ein Mensch, der mich durch einen Gedanken beherrscht, den ich nicht nennen kann — er, Mazarin — hat mich umstrickt — er hatte Dich mir versprochen — er hat — o Gott! — Cordelia, ich habe mir die Schändlichkeiten, deren Zeuge Du warst, nicht selbst erdacht; ich bin nicht schlecht genug dazu; aber ich habe sie geschehen lassen, denn man versprach Dich mir! — Ich hätte mehr geschehen lassen um Deinetwillen! Ich hätte gemordet, gelästert, ich hätte um einen Deiner Küsse den Fluch des Allmächtigen über mein Land gebracht. Nicht dieser buhlerische Schurke Villeroy — nicht diese Hunde von Richtern, die mich bestachen, nachdem ich sie bestochen — auch nicht Mazarin — nein, Du allein, die Du mich rasend machtest, Du allein bist Schuld an Allem was geschehen, Du! Du allein! Und endlich, als sie sahen, daß Du mir mehr werth warst als sie Alle, daß Du ihrem erbärmlichen Dasein gefährlich wurdest, als sie anfingen, mir von Deinen Verbindungen, Deinen Geheimnissen zu sprechen und mich erzittern ließen vor erdichteten Gefahren, und als sie mich aufforderten, gegen Dich zu

sündigen wie gegen Keine, und ich einsah, daß sie Dich vernichten wollten, statt Dich mir hinzugeben; da hab' ich, ohne ihnen zu glauben, Dich aus Deinem Kloster stoßen lassen; hab' — hör' es an und starre über mich! — hab' Dich meiner Leidenschaft zu lieb' betrügen und verrathen, habe Dein Schloß überfallen und Dir entreißen lassen wollen; hab' Deinen schuldlosen Vater und Deinen Vetter Jacques nach Toulouse entboten, um auf dem Wege sie gefangen nehmen zu lassen. — Sieh, das Alles hab' ich Dir gethan. Ich kam es Dir zu beichten. Mein Gewissen trieb mich her. Noch läßt sich Alles ändern! Noch ist Dein Vater frei! — Ich habe heimlich kommen müssen, denn Plan und Ausführung dieses Anschlags gehören dem Cardinal. Indeß — ich weiß ihn, und ich will ihn Dir verrathen! — Aber lohn' es mir, gestehe mir Deine Geheimnisse, wie ich Dir die meinen! — gestehe sie mir und verstoß mich nicht!"

Er umklammerte ihren Arm. Sie riß sich los und schleuderte ihn weg. Ihre Augen flammten wie das Schwert des Cherubs. Ein Donnerschlag erschütterte in diesem Augenblick die Luft.

„Der Du ein König sein willst, Mensch," rief sie mit fürchterlichem Ausdruck — „glaub' mir, Du

thatest Unrecht, mich nicht zu tödten! Ich werde Alle, die Du gekränkt hast in ihrem Menschenthum, unter der Fahne der Empörung sammeln! Wo ist mein Vater! Beichtet zu Ende! Auf dieser Stelle hier! Wo habt Ihr ihn?"

Sie faßte die Schulter des Königs und drückte ihn mit einer Eisenfaust zu Boden.

Der König ächzte unter diesem Druck.

„Auf der Straße von Castelnaudary!" hauchte er; „dort kommt er — diese Nacht! Bei St. Courtin überfallen ihn die Reiter des Cardinals" —

„Das ist von hier acht Stunden!" rief Cordelia mit nervöser Festigkeit; „ich werd's behalten. Wohin bringt man ihn?"

„Nach Fort St. Cachis; morgen in der Frühe."

Cordelia ließ den König los.

„Es könnte sein, daß ich zu spät käm'!" sagte sie nach sekundenlanger Pause. „Er könnte schon gefangen sein. Gebt mir einen Befehl zu seiner Freilassung!"

Sie zog einen Bleistift aus der Tasche ihres Gewandes und riß das weiße Titelblatt vorn aus der Bibel. Der König nahm Beides und kniete vor dem Holzblock nieder, der den Leuchter trug.

Cordelia beobachtete seine Bewegungen. Er setzte den Stift an, ohne zu schreiben.

„Es ist Befehl des Cardinals, lebend oder todt!" ächzte er; mein Befehl ist machtlos vor dem seinen —"

„Ich hab' es einmal schon erfahren — gleichviel!" rief Cordelia. „Widerruft!"

Der König setzte die Feder an.

„Die Worte — die Worte!" rief er flehend, indem er mit der Linken besinnungslos über seine Stirn fuhr — „ich weiß nichts mehr! — Du mußt sie mir diktiren!"

Cordelia that es. Mechanisch schrieb der König ihre Worte nach. Als er geendet, nahm sie das Blatt und steckte es in ihren Busen, schlug dann den Mantel um und verschwand durch die Thür.

Der König blieb allein. In seinem Kopfe ging es wie Räder. Er dachte einen Augenblick allen Ernstes, daß er träume. Dann rief er plötzlich nach Luft. Er suchte nach einem Ausgang. Er kam an eine morsche Thür. Er stieß sie auf und war im Freien. Er stand auf einer Plattform mit einem Altan. Am Ende desselben erhob sich ein großes, schwarzes Kreuz von verwittertem Holz. Rings am Horizonte flammten die Blitze und rollten die Donner Gottes. Der König taumelte. Er wollte beten. Er

streckte seine Hände gegen das Kreuz. Da plötzlich wankte Alles über und unter ihm. Ein Schlag erschütterte die Erde. Er sah das zackige Glutgeschoß niederfahren und das Kreuz herunter reißen — Gott vernichtete seine Zeichen, um sie nicht durch seine Anbetung entweihen zu lassen; — er sank zu Boden und sah nichts mehr.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Cordelia stürzte hinaus; sie rief ihre Dienerin; sie flog unter den Donnern und Blitzen des Himmels über die Felder und Wege bis zum Stadtthor; dort wohnte Valmarina in einem kleinen Hause, dort hatte er sich auf ihren Befehl gestern Nacht zurückgezogen; dort waren auch die Pferde, die er ihr verschafft. In ihrer fliegenden Hast schlug sie mit beiden Händen gegen die Thür; das Blut färbte die schönen Nägel; sie achtete nicht darauf. Sie rief den Namen des Priesters; er kannte ihre Stimme; er warf das Buch zur Erde, in dem er zu lesen versucht, und öffnete.

„Laß satteln!" rief sie; „sitz' auf und folg' mir! Schnell! Mein Vater läuft Gefahr des Lebens und der Freiheit. Leb' wohl, armes Kind, für das ich mich vergebens eingesetzt! Ich hatte noch einen Gedanken, dich zu retten, und im Nothfall mitzusterben; jetzt ist es aus."

Sie saßen auf; die Pferde waren gut. Die Nacht brach ein; die beiden Reiter saus'ten durch sie hin. Oft scheuten die Thiere vor den Donnern. Dann hörte das Gewitter plötzlich auf. Die Luft ward kalt, beinahe schneidend. Die beiden Reiter achteten nicht darauf; die Berge, die Ströme, die Wasserfälle flogen hinter ihnen weg; die Sterne tauchten verschwommen aus den Wolkenmassen und blinzten schläfrig auf die beiden Gespenster herab; sie achteten nicht darauf und jagten weiter.

Es ward Morgen. Die Sonne ging auf. Ihre blutrothen Strahlen flossen über die Berge, wie das heiße Naß aus tausend zerschnittenen Lebensadern. Einen Augenblick hielt Cordelia an. Sie taumelte im Sattel. Ein rother Blutfleck auf der weißen Wange prahlte im Morgenroth. Ihre Hände waren wund; ihr Körper flog im Fieber; heiß und regellos wogte die athemlose Brust. „Luft!“ ächzte sie ein einzig Mal. Dann rückte sie sich zurecht, strich das Haar von der Stirn, und jagte weiter.

Da plötzlich, wo der Weg um eine scharfe Ecke bog, schlug es an ihr Ohr, wie das Geräusch von Stimmen und Pferdehufen. „Sie sind es!“ rief Cordelia. Sie sprengte vorwärts. Ein Nebel legte sich eine Minute lang vor ihre Augen, doch saß sie

fest. Ein Zug von Reitern bewegte sich ihr entgegen.

Sie kam zu spät. Der Graf von Lurique ritt in der Mitte von sechs Hellebardierern, ohne Degen, gesenkten Hauptes, gefangen. Gefesselt folgte in einiger Entfernung das kleine Gefolge des verrathenen Mannes. Der Anblick gab Cordelien ihre Kraft zurück. Sie richtete sich in ihrem Sattel auf, wie eine Königin, und ritt dem Oberst der Hellebardierer in den Weg.

„Der Graf von Lurique ist gefangen durch ein Mißverständniß!" sagte sie stolz und gebieterisch; „geben Sie ihn frei; ich trage einen Befehl des Königs bei mir, der mir ein Recht giebt, es zu fordern."

Der Oberst nahm das Blatt, sah jedoch nicht hinein; die seltsame Erscheinung dieses Weibes mit blutigem Antlitz machte ihm eine Empfindung des Grausens. Gleichzeitig richtete der Graf das Haupt empor — — „Gerechter Gott!" — er erkannte sie — sein Kind, Cordelia! — sie kam, um ihn zu retten! „Cordelia!" rief er aus und streckte die Arme nach ihr aus. Sie sah es, und that dasselbe. Ohne eine Hülfe sprang sie vom Pferd. „Vater, ich traf Euch noch! Gott sei gelobt!" rief sie, und stürzte zu Boden.

Die Sonne stand hoch am Himmel, als sie er-

wachte. Sie fuhr mit der Hand über die Augen und wußte Anfangs nicht, wo sie war. Sie lag auf einem Bett, in einem niedern Raum mit geschwärzten Wänden. An einer derselben, zu Füßen ihres Bettes, hing ein Kruzifix. Zwischen ihm und ihr lag Valmarina auf den Knieen.

Eine zweite Gestalt stand ihr zu Häupten. Es war der protestantische Geistliche. Cordelien's Dienerin, ob von einem letzten, halb ausgesprochenen Befehl der Herrin, ob von einem glücklichen Instinkt geleitet, hatte ihn zu Hülfe gerufen bei ihrer blitzartigen Flucht; beide waren gefolgt und hatten sie einige Stunden später erreicht.

Langsam richtete Cordelia sich auf. Sie stützte ihre Hände auf das Bett und schien sich zu besinnen. Plötzlich sprang sie empor. „Wo ist mein Vater?“ rief sie. „Wo bin ich?“

„Ihr seid in Sicherheit; wir sind in einer Köhlerhütte; fürchtet nichts!“ versetzte Valmarina. „Hier ist auch Euer Freund und Eure treue Dienerin!“

„Und er, der Graf, mein Vater,“ unterbrach Cordelia. „Ich kam, um ihn zu retten. Redet, redet, redet! — Und wo ist Jaques? Ich weiß, auch ihm galt diese Falle!“

„Der Marquis Jaques ist auf Gaugain; er ist

der Vorladung nicht gefolgt; er blieb Eurem letzten an ihn gerichteten Wunsche getreu, um Euer Erbe zu beschützen!"

„Braver Freund! er soll seine Schwester rächen! Aber mein Vater — — Baptist!"

„Euer Vater sendet Euch seinen Segen, Cordelia!"

„Und wo ist er? was martert Ihr mich unnütz? verdiene ich diese Foltern?"

Sie sah ihn so gebieterisch an; er kannte ihre Stimme so genau; er wußte, daß sie rasend werden könne, wenn er sich nicht fasse, und erzähle, was geschehen.

„Als Ihr zu Boden sanket, Cordelia," hub er an — „da riß der Graf, Euer Vater, sich von seinen Wächtern los; er sprang vom Pferd und wollte sich auf Euch stürzen. Aber der Oberst verhinderte es. Er faltete das von Euch gehaltene Blatt, das, wie ich damals erst erfuhr, einen Widerruf des Verhaftsbefehls enthielt, steckte es ein und sagte, daß er erst feststellen müsse, ob es wirklich von der Hand des Königs herrühre. Darauf befahl er, den Grafen, der trotz allen Widerstandes sich mit Euch, in Eurer tiefen Ohnmacht, beschäftigte, von Euch loszureißen und auf's Pferd zurückzuheben. Der Graf sträubte sich. Einer der Hellebardierer hielt ihm die Waffe

vor's Gesicht. Er sah es, und ließ Euch nicht los. Bei diesem Anblick rührte sich das Herz in der Brust seiner gefangenen Diener. Sie brachen, wie auf Verabredung, von ihren Häschern los. Ein ungleiches Handgemenge begann. Die Wehrlosen waren bald bezwungen. Zwei von den Dienern blieben auf dem Platz. Euer Vater, Cordelia —"

„Nun?" sagte sie finster und fest.

„Er blutete und ward auf's Pferd gehoben. Man sprengte mit ihm fort. Ich schaute ihm nach, und sah ihn sinken."

„Mensch, er ist todt?" rief sie, und faßte seinen Arm.

Valmarina antwortete nicht. Die Häupter der Anwesenden senkten sich zu Boden.

„O mein verfluchtes Dasein!" schluchzte Cordelia außer sich, das Haupt zurückgeworfen, die Hände vor's Gesicht geschlagen. „Verflucht von der Wiege an, verflucht von den Menschen! — verflucht von Gott!!"

Sie stand einen Augenblick starr; die auf einen Pfosten des Bettes gestützte Rechte ward wie von Eisen; die wie in Flammen gehüllten Augen hafteten an dem Kruzifix.

„Um Gott, Cordelia!" rief Valmarina. „Ihr seid außer Euch; was wollt Ihr thun?"

„Zurück nach Gaugain!" rief sie wild. „Verloren ist Alles! — ich habe nichts gerettet, aber ich will mich rächen!" Sie faßte die beiden Priester bei den Händen, und zog sie fort bis an die Hüttenthür. „Seht!" sagte sie. „Bei diesem Himmel, bei diesen Bergen, bei diesem ewigen Land! Eure Könige und Eure Priester, die zu Gerichte sitzen über unsern Herzen und Gewissen, sie sind es, die die Tugend tödten und das Laster auf den Thron des Daseins heben! Weil unser Schloß dem Ehrgeiz eines Cardinals im Wege stand — weil meine Person die Wollust eines gekrönten Kindes reizte, mußte er sterben, mußten Tod und Verrath, von bestochenen Richtern citirt, gegen wehrlose Menschen in die Schranken treten! — O Gott! — und nicht mein eignes Leid spricht hier aus mir! Ich habe mein junges Leben an dem Anblick des allumfluthenden Unglücks verzehrt; ich habe an den Quellen seines düstern Stroms gestanden; ich weiß, woher sie rauschen; ich weiß, wohin sie gehen — — Seht!" fuhr sie fort — „Der Tag wird kommen, wo diese Wellen, blutig roth, verschlingen werden Alle, die sie Anfangs schadenfroh schwellen sahen, und dann vergebens

Ketten- und Geißelhiebe an das empörte Element verschwendeten. — Der Tag wird kommen, wo die Tyrannei mit zerschmettertem Haupt unter den Füßen der Freiheit verröcheln wird! — Auf, nach Gaugain zurück! Tod — Wollust des Todes, für einen Stich in die Fersen des Ungethüms! Ich bin so arm nicht, als Ihr glaubt! Ich habe Jahre lang gelebt in dem Gedanken des Untergangs, im Kampfe gegen Eure Priester! Ich habe Jahre lang gelebt in dem Gedanken des Untergangs gegen Eure Könige! Ich habe das Erbe meines Vaters geliebt, als das beneidete und begehrte Kleinod der künftigen Republik des Südens — als das blitzende Schloß an der Kette freier und nach Freiheit ringender Erdschollen, die rings um dieses Land sich zieht! Ich hab' es geliebt, um hinzutreten vor die Gemeinde der Zukunft, und es ihr zu schenken! Die Feinde Frankreichs haben mich gesucht, und um meine Gunst gebuhlt; die Häupter jener spanischen Inquisition, die stolzen Gebieter jenes de Broc, der im Gefängniß sterben mußte, weil ich ihn zweimal Nachts gesprochen, und man ahnte, welche Erbschaft er mir zu hinterlassen hatte! — Sie befahlen ihrem gefangenen Diener, mir zu offenbaren, wo seine Vermächtnisse liegen! An einem verborgenen Ort, in seiner Höhle schlum-

mert unter dem Stein der Funke, der heller lodern soll, als der Scheiterhaufen seiner Tochter! Von den Thürmen von Gaugain herab will ich ein Wort herniederrufen, daß die Tyrannen Frankreichs auftaumeln sollen von ihren Rosenbetten! O Valmarina — o du weißt nicht, wer Du bist! Du weißt noch nicht, was wir vermöchten, wenn wir wollten, weißt nicht, daß Du an Stelle jenes Ludwig stehen könntest, wenn ich zu kleinen Zufälligkeiten herabsteigen, und meinen guten Kampf auf andern Grund, als auf die Menschenrechte bauen wollte! Ihr starrt mich an! — Weßhalb? — Sterben werden wir alle, meine Freunde, aber wir werden heiter hinunterfahren, wissend, daß wir nicht ohne Heere kämpfen, nicht ohne Rächer fallen, und daß die Spuren der Weltgeschichte uns folgen werden! — Ich frage Euch Beide: Wer sagt sich von mir los?"

Der Sohn Richelieu's erhob die rechte Hand.

„Weib, ich sah Dich weinen um das Elend der Menschen, und schwur, diese Thränen an denen zu rächen, die dies Elend säen!"

„Amen!" sagte der Protestant.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Ein Jahr war seit der Zeit vorbeigerollt. — Die Sonne leuchtete matt durch Nebelgewölk, und im Garten des Palais Royal fielen die Blätter.

Der Staatsrath war versammelt. Ein Neigen und Flüstern ging durch die Vorzimmer. An den Fenstern, in den Corridoren standen bedeutungsvolle Gruppen. Spuren von Aufregung, selbst auf dem ältesten und gleichgültigsten Gesicht! Ein Fall von Bedeutung ward verhandelt!

Sie war gefangen in Paris, die schöne, wunderbare Gräfin von Gaugain, Cordelia Lurique, die vor kaum drei Jahren das Palais Royal und ganz Paris mit ihrer Schönheit in Flammen gesetzt; sie war gefangen, als Staatsverbrecherin, die zur Religion der Ketzer übergetreten und sich an ihre Spitze gestellt — die die Brandfackel der Empörung in zwei Provinzen

geschleudert, und offen auf ihr ketzerisches Panier die Devise der Republik geschrieben hatte!

O Verhängniß, längst geahntes, vorhergesehenes! — Auf ihrem Schloß, von dessen neu befestigten Wällen herab sie das Evangelium der Gedankenfreiheit verkündigt, in der Stille ihres Kabinets, wo sie mit ihren Verbündeten Feldzugspläne entwarf, und Besiegten Gesetze gab — in dem Gewühl der Schlacht, wohin sie ihr heldenhaftes Haupt getragen, ruhig, nur heiterer wie sonst — überall hatte sie geahnt, gewußt, gesagt: „Ich werde untergehen; aber nach mir wird mein Gedanke in die Völker übergehen; schon tagt es rings umher! — sie werden siegen!" Sonne der Welt, menschlicher Geist, der die Geheimnisse der Erde erforscht und die Sterne umspannt — der du nicht sterben kannst, Gedanke, wenn auch die Quelle versiegt, aus welcher du flossest — was sollst du hängen an dem kurzen Dasein auf dem freundlichen Planeten, das nicht göttlicher enden kann, als wenn's besiegelt, was du erkannt, gewollt, erstrebt! Der Tod ist schön, wenn der Sterbende weiß, daß der Puls seines Lebens nach tausend Jahren noch in den Pulsen der Zukunft schlagen wird!

Und sie ist glücklich; in ihrem Kerker hört sie nicht, was die menschliche Aufregung auf den Gassen

und Märkten, auf den Wällen und Promenaden der Hauptstadt, trotz der beginnenden Aufklärung des Jahrhunderts, von der Zauberin fabelt, die das Herz des jungen Königs bestrickt und durch ihre Schönheit und Magie Schaaren ritterlicher Franzosen unter ihre Fahnen gelockt und in den heißen Tod gestoßen habe! Sie hört nichts von dem Spiel des Hasses und der Sympathieen, welche sich um ihren Kerker jagen; die Stunde wird kommen, wo man das abgeschlossene Leben löschen wird; ohne Ungeduld wie ohne Furcht, ohne zu fragen: wann? — läßt sie sie nahen.

Der Staatsrath ist versammelt im Palais Royal; es handelt sich um den Beschluß: „ob man die Gräfin Xenia Josephine Cordelia von Lurique als Ketzerin und Staatsverbrecherin der Jurisdiktion des Parlamentes von Paris, vor welches sie gehört, überantworten, und der Strenge des Gesetzes gegen sie unbedingte Freiheit gestatten wolle." Den Antrag stellt der Cardinal.

Man hat den König an dem Morgen gesehen; er ist in reicher Kleidung gewesen; bleich, majestätisch, gefaßt. Paris hat von seiner Leidenschaft gewußt; Paris applaudirt der Entschlossenheit, mit der sein junger Monarch sie abzuwerfen scheint, trotzdem es das schöne Weib bejammert, desgleichen es an Schön-

heit nie zuvor gesehen. Man raunt sich zu, daß Ludwig XIV. anfange, ein Mann zu werden, und daß der Cardinal Mazarin, nachdem Cordelia gefallen, zusehen möge, wie es mit seinem eigenen Kopfe steht.

Das Schloß von Gaugain ist vom Erdboden vertilgt. In den Pulverkellern des alten Riesenbaues hat seit dem Beginn des Aufruhrs die Lunte bereit gelegen, welche, in dem Augenblick des Falles seiner Herrin, es für alle Zeiten verhindern gesollt, jemals ein Werkzeug der Tyrannei zu sein. Könige und Minister, die Ihr um dieses Schloß seit fünf Decennien gebuhlt — der Muth eines Weibes spottet Eurer Berechnungen! Es ist dahin! — seine riesigen Trümmer bedecken noch heut den Fels, auf dem es stand; aber nie mehr wird die veränderte Welt Hand legen an das zertrümmerte Gestein, ein Denkmal, in welchem sich für immer die vergangene und die kommende Zeit — die von der Freiheit verdrängte Dienstbarkeit der Massen, in einem furchterregenden Symbol begegnen.

Was aber flüstert man? weßhalb hat man ängstlich im Lauf des letzten Jahres die Nachrichten aus dem Süden gehütet? weßhalb ist es fast tödtlich gewesen, von Gaugain, oder von der Gräfin, oder gar von ihrem Freund, dem Priester von Gaugain, zu

sprechen? — Valmarina! — O! — Trotz aller Vorsicht hat man seinen Namen erfahren, trotz aller Vorsicht weiß man, weßhalb kein Versuch des Königs, die Gräfin zu retten, bis über den Wunsch hinaus gediehen ist! Dieser Priester, der nie von ihrer Seite gewichen, der nirgend aufgehört, den Segen des Himmels über sie herabzurufen — — ihn hat eine Partei, gegen Cordelien's Willen, verleugnet von ihr, zum Prätendenten von Frankreich ausgerufen; zahllose Schriften, voll wunderbarer Hypothesen, von wachsamen Häschern nicht ganz zerstört und aufgehalten, haben vom Süden aus das Land überschwemmt, und Frankreich hat erfahren, daß dieser Priester Ludwigs XIV. Züge trägt.

Was sagt der König zu dieser Erklärung seines ersten, schmeichelhaften Mißverständnisses mit Cordelien? — Er rafft sich auf, er schaut mit blutigen Blicken um sich; Hunderte von Unschuldigen büßen die bloße Wissenschaft des wunderbaren Naturspiels in der Bastille; er unterdrückte jedes Wort, jeden Laut darüber; er verheimlicht es vor seinem Hof, vor seiner Familie; sein junges Antlitz altert; schweigend blickt er in die Spiegel seines Palastes, und erkennt jetzt das vollkommene Ebenbild jenes Gemäldes, das an Cordelien's Brust geruht. Sein Nebenbuhler in ihrem

Herzen! — sein Nebenbuhler auf dem Thron! — zum Spott von der Natur mit seinen Zügen ausgestattet — dämonisches Verhängniß! — Er entsendet heimliche Mörder in's Languedoc; dieser Mensch, einmal hinweggetilgt, steht er Cordelien gegenüber wie sonst; — dann darf er gnädig sein; dann darf er ihr verzeihen und sie retten — aber vergebens! — das Schloß Gaugain, das sie beschirmt, schützt auch das Haupt des unfreiwilligen Frevlers! Vergebens sträubt der König von Frankreich sich; sein Schicksal will's, er soll sie niederschmettern! Und endlich, nach tausend und abertausend unerhörten und ungezählten Qualen, beugt er knirschend das Haupt und läßt's geschehen.

Es war vorbei! Sie war gefangen! in mörderischem Kampf vor ihrer umlagerten Veste gefallen in Feindes Hand; er war verschwunden, wahrscheinlich untergegangen in dem unvorhergesehenen Ende, das in dem Sturz der Führerin zugleich all ihre nächsten Freunde, und den Gegenstand jahrhundertelanger Furcht und Hoffnung, das unbezwingliche Schloß von la Chapelle Gaugain begrub.

Jetzt lag der losgelassene Aufruhr händeringend

auf den Bergen, um sich schauend nach einem Feldherrn, der seiner Rache Bürge ihrer Ziele sei. Cordelia hatte Niemanden hinterlassen; ihr Freund, der Priester, war in dem letzten Kampf von ihrer Seite verschwunden; der letzte Lagieres hatte, auf ihr Geheiß, und wohl auf seine Botschaft — denn man hatte sie zuletzt noch zu dem Priester sprechen sehen — die brennende Lunte an den Pulverkeller von Gaugain gelegt. Erst als die Kunde kam, daß sie, die Schöne, die Heldenhafte, die begeisterte Priesterin des Rechts und der Vernunft, in einem Kerker der Hauptstadt ihres Urtheils harre, da rafften die verlassenen Schaaren sich mit einem wüthenden Racheschrei auf, um Blut mit Blut zu bezahlen; da sahen sie ein, daß es gelte, zu tödten, oder getödtet zu werden, und sammelten sich, die Protestanten, in den Höhlen, in den Thälern, auf den Bergen, überall — führerlos oder unter der Fahne eines Tapfern aus ihrer Mitte — stark und muthig, weil von Verzweiflung angespornt. Cordelia empfing die Kunde des fortdauernden Kampfs in ihrem Kerker. „Sie werden untergehen, wie ich!" sagte sie ruhig; „aber gleichviel; aus dem schutt- und blutgedüngten Gefild wird in ferner Zukunft eine Form der Anbetung erwachsen, die, reiner als der Calvinismus, jene ewige Liebe und

jene höchste Vernunft ausdrücken wird, zu welcher dieser nur ein Fortschritt war, den wir als solchen anerkennen, und zu dessen Bekennern wir uns deßhalb machen mußten." — Es war beinah das einzige Wort, was ihre Kerkermeister von ihr vernahmen. Sie las in ihrem Gefängniß die Tragödie von dem Titan Prometheus, und die heiteren Bilder des Ovid. Als man sie einmal fragte, ob sie Schreibzeug wünsche, erwiderte sie gelassen, daß sie keine Vermächtnisse mehr habe an diese Welt.

In einer Nacht erschien ein Mann mit bleichem und todtenähnlichem Gesicht in der Bastille. Die Wachen ließen ihn ehrerbietig durch. Der Kerkermeister schien von seinem Kommen unterrichtet und schloß ihm schweigend einen Kerker auf.

Der Mann trat ein. Die Schlüssel rasselten hinter ihm. — Er war mit ihr gefangen. Er war mit ihr allein. Der König und die Ketzerin! — Er hatte sie nicht gesehen seit jener Nacht im Thurm, wo ihre Schönheit ihn zur Raserei gebracht; das dunkle Gefängniß mit der einzigen Lampe im Hintergrunde tanzte um ihn her und bohrte sich in seine Augen, wie tausend funkelnde Spitzen. Langsam nur kam er zu sich selbst.

Er tauchte aus dem Schatten. Der Nebel zer-

rann allmälig vor seinen Blicken; er suchte nach ihrer Gestalt. Sie saß, aufrecht und ungebeugt, an ihrem Steintisch, lesend, bei der Lampe. Er sah sie und stieß einen Schrei des Jammers aus. Es war dieselbe königliche Form, dasselbe göttliche Profil; es war dasselbe leuchtende Antlitz, aber ihr Haar war weiß.

Bei dem entsetzlichen Laut des Schmerzes neben ihr — plötzlich — hier, in der Mitte ihres Kerkers, blickte Cordelia auf und erkannte das junge Haupt, gegen dessen Krone sie gekämpft. Ein Zug des Unwillens legte sich dunkel über ihre Züge. Sie sah ihn an, mit einem befremdeten, fragenden Blick; in ihren Augen war kein Hauch von Weichheit oder Erbarmen.

„Gräfin von Lurique, ich komme, eine Bitte an Euch zu thun. Aus Ehrfurcht vor Gott, der mich wie Euch geschaffen, versprecht mir, daß Ihr sie erfüllen wollt."

Cordelia stützte die Hand auf den Tisch und sah ihn fragend an. Der König stieß einen convulsivischen Seufzer aus. Er schien unmenschlich fast zu leiden.

„Gräfin von Lurique, mein Parlament hat Euch zum Tode verdammt —"

„Ich weiß es, Sire! Ich beklage mich nicht. Was soll's?"

„Ich konnt' Euch nicht begnadigen!" rief der König, auf die Knie stürzend. „Die ganze Welt hat es gewußt, daß ich Euch liebte. Man sprach von Zauberei. Ihr wißt nicht, was wir thun und opfern müssen, um den Schein der Unparteilichkeit zu wahren."

„Doch — doch vielleicht!" unterbrach Cordelia.

„Wenn Ihr es wißt, so werdet Ihr mich erhören!" rief der König mit einem Ton des Jauchzens. „Ich kann Euch fliehen lassen! Ihr könnt bestimmen, wann und wohin. Ich mache keine Ansprüche mehr an Euer Leben; aber rettet mich vor Eurem Tod!"

„Ich glaube nicht, daß Ihr zu diesem Wunsch befugt seid, König von Frankreich!" erwiderte Cordelia; „ich meinestheils wüßte nicht, was ich anfangen sollte, mit dem zweideutigen Geschenk des Lebens aus Eurer Hand."

„Cordelia, die ewige Ruhe meiner Seele —"

„Wahrt sie selbst!" antwortete sie mit einem bittern Lachen.

„Ihr haßt mich — haßt mich bis zum Tode!" kreischte der unglückliche König.

„Ja!" antwortete Cordelia.

Der König raffte sich auf und stürzte zur Thür.

In seiner Brust wühlte ein ersticktes Schluchzen. Er legte die Hand auf das Schloß, aber die Klinke versagte unter seinem Druck. Er mußte sie noch einmal sehen. Er wandte sich um. Sie hatte ihre erste Stellung wieder eingenommen. Sie saß beim Schein der Lampe, das Haupt gelassen auf die Hand gestützt; die lang gewimperten Augen auf dasselbe Buch gewandt, in welchem sie zuvor gelesen.

Der König sah, daß er hier machtlos sei. Er öffnete die Thür und schritt hinaus.

Im Corridor empfing ihn der Kerkermeister. Es war kein anderer Mensch im Gange.

„Bewegt dies Weib, zu fliehen!" flüsterte der König! „die Hälfte meines Reiches soll es Euch bezahlen! — Der Tod hat seine Schrecken — vielleicht ertappt Ihr sie auf einem Augenblick der Furcht!"

Der Kerkermeister verbeugte sich tief. Ein abergläubischer Schauer rieselte durch seinen harten Körper. Man hatte so viel von den Zaubereien dieser Gräfin gesprochen! — Der König war wahnsinnig; das sah ein Kind.

Indessen war der Kerkermeister ein loyaler Unterthan. Er beobachtete die Gefangene, spähend nach einem Moment des Schwankens in ihrer räthselhaften Ruhe. Er wartete vergebens. Doch hielt er Alles

zu ihrer Rettung bereit. Am Morgen der Hinrichtung trat er zu ihr und fragte, ob sie fliehen wolle. Sie sah ihn an und sagte Nein.

Cordelia war todt. Das schöne Haupt, das Götter und Menschen entzückt, war unter dem Henkerbeil gefallen. Mit ihrem stillen, stolzen Schritt, und ihrem weißgeword'nen Haar — ein Gebet für die Lebendigen auf den Lippen, einen Blick des Glaubens an die Zukunft der Menschheit in den Augen — so war sie auf's Schaffot gestiegen, und die schaulustige Menge, welche eine Art von Herensabbath erwartet, fand ein Martyrium. — Frieden ihrem Geiste!

Doch Einer war, der sie nicht sterben sehen — der umhergeirrt war Tage und Nächte lang, ohne Speise, ohne Schlaf — Einer, dem von dem fürchterlichen Trauerspiel nichts gegenwärtig war, als die Wissenschaft, daß es vorüber sei — daß sie nicht mehr über der Erde wandele, daß dieser stolze Hals von einem Beil durchschnitten, daß diese königlichen Schultern, überströmt von Blut, umhüllt von einem Leichentuch, im Erdgeschosse des Hotel de Ville, im schwarzen Sarg am Boden liegend, getrennt seien von dem göttergleichen Haupt, das sie vor wenig Tagen noch

mit so viel Majestät getragen. Der König, der seine Jugend verzehrt und seine Macht fahren lassen, weil er auf sie gehofft — der sie durch seine Raserei und Falschheit in den Tod getrieben — der endlich sie verurtheilen lassen aus Menschenfurcht, aus Sorge vor der Welt gerecht zu scheinen — dieser König lag jetzt am Boden, und zerraufte sich das Haar, und wüthete, wie ein getroffener Tiger. Denn was sich näherte, das lebte, athmete, wagte zu leben und zu athmen — — und sie war todt!!

Doch als der Abend kam, als die Schatten der Nacht den fürchterlichen Tag zu bedecken begannen, stand er auf. Es ist nichts wandellos auf Erden nur vierundzwanzig Stunden lang; auch die Verzweiflung schafft sich neue Formen; der Mensch erträgt sie nicht so lange in einer Gestalt. — Der König stand auf, eine Windstille in seinem Innern. Ihm kam der sonderbare Gedanke, sie lebe noch. Es schien ihm plötzlich so unglaublich, daß ein Nachrichter gewagt haben sollte, Hand an sie zu legen; daß der Arm mit dem aufgehobenen Beil nicht zu Staub gebrannt sei unter den Blitzen ihrer Augen; daß sie, die nie das Haupt gebeugt, es gethan haben sollte vor der scharlachnen Majestät des Henkers. Nein! — Es war ein Schein gewesen, eine Einbildung, oder

gar nur eine Vorspiegelung, um sie auf ewig ihm zu rauben. Er bedauerte einen Augenblick, nicht in eins der Fenster des Stadthauses hinaufgestiegen zu sein, um die Beschämung der Thoren zu erleben, die mit Schaffot und Schwert gegen sie zu Felde zogen! Es konnte nicht sein — sie lebte noch! — Und dennoch, durfte man ihn so zu täuschen wagen? Er sann, und sann, und brachte es nicht zu Ende! O Cordelia — Cordelia, Cordelia!! — Da plötzlich faßte ihn ein blödsinniges, grauenhaftes Gelüst. Sie lag im Sarg im Erdgeschosse des Hotel de Ville; er wußte es aus der, von ihm selber unterzeichneten Verfügung über das Ceremoniell ihrer Hinrichtung und ihres Begräbnisses; morgen lag Erde über ihr; morgen war es zu spät, um sie zu sehen. Er griff nach seinem Degen; er drückte den Hut in's Gesicht und schellte — „Villeroy, Villeroy!“ rief er heiser dem zitternd eintretenden Kammerdiener zu: „der Kuppler soll die Früchte seiner Mühen sehen, und Mazarin erzählen, was ich bei diesem abgeschlagnen Haupte schwören will.“ — Er nahm einen Mantel und schritt durch die leeren Zimmer; in einem Vorgemach stand Villeroy mit abgezogenem Hut, beinah' zur Erde gebückt; der König winkte ihm; sie gingen fort. Der Palast war öd'; es war ein Schauer durch seine

Bewohner gefahren; dem König graute es vor dieser Einsamkeit.

Da sah er unten, am Ende einer Galerie, nicht weit von der Mündung eines Seitenganges, an einem Pfeiler lehnend, eine verhüllte Gestalt, der König blickte sie an; sie stand bewegungslos. Ihr Mantel floß bis auf die Marmorquadern des Fußbodens; das Haupt beschattete ein Priesterhut; ein gelbliches Antlitz, zur Hälfte von einer schwarzen Maske bedeckt, starrte unter dem breiten Rand hervor. Der König fragte nicht, wie die Gestalt hereingekommen; ihn schauerte; er schritt vorüber. Da plötzlich flog das Steinbild auf. „Du hast sie umgebracht — Rache! Rache!“ — kreischte eine herbe, gebrochene Stimme. Die Gestalt zuckte ein Messer. Der König sprang zurück, der Marschall stürzte vor; der Mörder stand einen Augenblick: „Fluch meiner Hand! — sie versteht sich nicht auf Waffen, aber hier, aber hier!“ — er krallte die Hände um den Hals des Königs — „und wenn du tausend, zehntausend, Millionen Leben hättest, junge Viper — ich preßte sie dir aus!“ Der König ächzte dumpf und taumelte. Der Marschall hub das Messer auf. „Mord! Hülfe! — der König wird ermordet!“ rief er, und machte einen schwachen Versuch, Ludwig XIV. zu befreien. — In diesem Au-

genblick öffneten sich die Thüren, hier — da; schreckenbleiche Gesichter füllten in einer Sekunde die Galerie. Ein vielstimmiger Laut — ein Schrei, und zwanzig Hände faßten die des Wüthenden.

Der befreite König that einen Athemzug. „In die Bastille! — fort!" hauchte er, halb bewußtlos die Hände an den schmerzenden Hals drückend — „fort — fort!" und er stampfte mit dem Fuße, als der Befehl, nach seiner Meinung, nicht schnell genug vollzogen ward. Der Mörder wehrte sich; man schleppte den Entwaffneten am Boden fort. Da plötzlich — wer mag sagen, ob zum Glück oder zum Fluch des Unglücklichen? — da plötzlich ertönte ein neuer vielstimmiger Schrei und rings umher versteinerten sich Hände und Gesichter. Der König, schäumend, außer sich, schritt vor, um zu sehen, was die Rache seiner Diener gegen den Mörder ihres Königs lähme; aber der nächste Augenblick erstarrte sein eigenes Blut zu Eis; die Maske hatte sich von dem Gesicht des Mörders gelöst, und unter dem hellen Schein einer Lampe blickte er in die verzerrten Züge seines Ebenbildes.

Das Aufsehen war schrecklich; das Schreien und Flüstern unaufhaltsam; der Cardinal Mazarin kam

herbei; der Palast wurde gesperrt; die Wachen nahmen den plötzlich Erschöpften in die Mitte; die Maske ward ihm wieder vor's Gesicht gelegt; in einem verhängten Wagen brachte ihn der Cardinal in eigener Person nach der Bastille. Die Hände des Wüthenden waren mit Ketten fest an einander geschlossen; im andern Falle würde Mazarin nicht gewagt haben, dem König diesen Freundschaftsdienst zu thun. Trotz aller Maßregeln, trotz aller Drohungen, verbreitete sich das Gerücht des gräßlichen Abenteuers unaufhaltsam durch das schon so aufgeregte Paris. Im Palais Royal war es in einer Viertelstunde bekannt; so drang es auch in die Gemächer der Königin Mutter. Anna fuhr auf und erbleichte; ein stummer Blick zum Himmel verrieth, daß sie Alles verstand; o, furchtbar rächten sich an ihr die Sünden ihrer Jugend!! Sie war im Nachtkleid; sie warf einen Shawl um ihre Gestalt; sie eilte zum König. Sie fand ihn auf und abgehend, allein; unfähig, selbst *sie* um sich zu dulden. Sie sah den verzweifelnden Geist, diese durch ihre Schuld verwahrlosete Jugend; sie verstand das ganze Elend, das *sie* allein, wenn auch mittelbar und unfreiwillig, auf sein Haupt gehäuft. Sie warf sich ihm zu Füßen, sie schloß ihn an die Brust; zum ersten Mal in seinem Leben hörte das unglückselige

Kind einen Laut der Liebe. Er brach in heiße Thränen aus. Da war der Königin, als müsse es Tag werden, auch für **ihn**, für den zu bitten sie gekommen, das Kind ihrer Liebe, das nie gesehene und doch geliebte; sie zog den König an sich und legte die erste und letzte Beichte ihres Lebens ab. Der König stutzte; das Wort der Königin gab ihn sich selber wieder; Annen's Geständniß bewahrte ihn vor dem Fluch, einen zweiten Menschen, noch dazu Einen, der **sie** — Cordelien!! — rächen gewollt, dem Beil anheim zu geben; es führte ihn zugleich zum Leben und seinen Sorgen zurück; es erinnerte ihn, daß er ein Bourbon sei — denn **daß** er einer sei, hatte Anna ihm in dieser feierlichen Stunde beschworen; — es erinnerte ihn, daß er seinen Thron zu wahren habe, auch gegen die gefährlichen Ansprüche, die die Natur in das Gesicht seines Mörders und Bruders geschrieben; er hatte sich wieder; er war König — ihn zwang nichts mehr, sich unter einen Mazarin zu beugen; in dieser Nacht erwachte er zum ersten Mal zu dem Bewußtsein seines Herrscherthums!

Was dann geschehen — wir wissen es; wir kennen Alle die Geschichte; kennen das Ende des Cardinals Mazarin, der noch zur rechten Zeit starb, um an dem, über dem Grabe einer flammenden Lei-

denschaft auf immer erstehenden Haß des jungen Königs nicht zu zersplittern — kennen das traurige Sterbelager Annen's von Oesterreich, deren fromm geword 'ner Sinn, nach dem Auszittern der in dieser Erzählung niedergelegten Episode in dem Leben des Königs, ihres Sohnes, bis zum letzten Athemzuge über den glänzenden und unermeßlichen Ausschweifungen seiner ruhelosen, unersättlichen Jugend trauerte — kennen die lange, prächtige Sage von der Regierung des vierzehnten Ludwig, den man den Großen nennt, und dessen prahlerische Großthaten Europa blendeten, und unter sein Land den Abgrund gruben, der sich im Lauf des folgenden Jahrhunderts dem Auge der schaudernden Welt öffnete, und dem Tageslicht den aufgehäuften Moder wies.

Wir kennen endlich noch das seltsame Märchen von dem räthselhaften Gefangenen, der während der Regierung eben dieses Ludwig, unter einer Maske von schwarzem Sammt, mit stählernen Ketten, von Schloß zu Schloß, von Kerker zu Kerker wandern mußte, behandelt wie ein Königssohn, und bewacht wie ein Verbrecher — tödtlich für die, die ihm Vertrauen einflößten, — mit gleicher Aengstlichkeit dem Tode wie dem Leben entrückt — Beides suchend,

von Beidem abgeschnitten, das Gespenst seiner Zeit; das Räthsel der folgenden Jahrhunderte. — Wir sind mit dieser Andeutung am Ziel.

Ende.

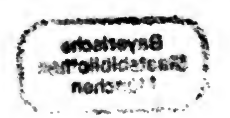
Druckfehler.

S. 25	Zeile 4	statt:	versteinert,	lies verstimmt.
„ 30	„ 1	„	Menschen,	lies Menschheit.
„ 85	„ 8	„	schön sanft,	lies schön und sanft.
„ 87	„ 3	„	blitzten,	lies blitzten auf.

Früher erschien von derselben Verfasserin:

Eine verlorene Seele. Roman in 4 Bänden. 4 1/2 Thlr.

Cardinal Richelieu (Chapelle Gaugain — Erste Abtheilung). Roman in 4 Bänden. 3 3/4 Thlr.



Druck von Julius Köhler in Görlitz



